1,20 DM/Band 153

Neuer Roman

BASTEI

GESPENSTER-KRIMI

Zur Spannung noch die Gänsehaut



Die Rache der roten Hexe

von Jason Dark



Die Rache der roten Hexe

Gespenster Krimi Nr. 153

von Jason Dark

erschienen am 17.08.1976

Titelbild von Sebastia Boada

Sinclair Crew

Die Rache der roten Hexe

»Hörst du die Schreie, Lucille?« flüsterte die alte Dienerin erregt. »Jetzt kommen sie dich holen. Und sie sind schon auf dem Weg hierher. Es wird ernst, Lucille.« Die Alte war ans Fenster getreten und preßte ihr faltiges Gesicht gegen die Scheibe. Vergebens versuchte sie, mit ihrem Blick die Dunkelheit zu durchdringen, die wie ein großes schwarzes Tuch über dem Land lag. Doch tief unten, wo der Weg zum Dorf weiterführte, flammten die ersten Pechfackeln auf. Die Häscher kamen! Die Dienerin ballte die Hände zu Fäusten. Schweiß bedeckte ihr Gesicht. Es war klar, daß man auch sie nicht schonen würde. Aber das machte ihr nichts aus. Sie hatte ihr Leben gelebt. Über siebzig Jahre lang. Und der Tod flößte ihr keinen Schrecken mehr ein. Aber ihre schöne Herrin durfte nicht sterben. Es war eine Sünde, dieses junge Leben zu zerstören.

»Ich höre keine Schreie, Maddalena«, sagte Lucille. »Du wirst dich getäuscht haben.«

»Nein, Lucille, sie werden kommen. Ich kann sie bereits sehen.« Die alte Dienerin warf sich herum und fiel vor der schönen Lucille Latour auf die Knie. Ihre knochigen Hände umklammerten die Waden der Frau. Tränen quollen aus den Augen der Alten und liefen als kleine Rinnsale an den faltigen Wangen hinab.

»Flieh, Lucille!« flehte sie. »Ich bitte dich, flieh. Flieh, solange es noch Zeit ist. Ich habe schon alles gepackt. Das Pferd ist auch vor den Wagen gespannt worden. Es wartet auf dich. Beeile dich, in einer Minute kann es schon zu spät sein.«

»Nein!« Lucille Latours Stimme klang fest. Nicht ein Funken Angst schwang darin mit. Wie ein Denkmal stand die Frau in ihrem prächtig ausgestatteten Schlafraum.

Lucille Latour war eine Schönheit! Das feuerrote Haar floß in weichen Wellen bis auf die nackten Schultern. Der ovale Ausschnitt des spitzenbesetzten Nachtgewandes endete knapp über den marmorfarbenen Brüsten. Weich und fließend war der Stoff des Nachtgewandes, er zeichnete jede Kontur des makellosen Körpers nach.

Die Schönheit dieser Frau war es, die ihr zum Verhängnis werden sollte. Jahrelang hatte Lucille Latour die Männer betört. Sie hatte das Gesicht eines Engels. Weiß wie frisch gefallener Schnee war ihre Haut. Voll und sinnlich die Lippen. Samten fühlte sich der Körper an, der schon von zahlreichen Männerhänden gestreichelt worden war. Und dann die Augen. Das Feuer der Leidenschaft brannte in ihnen. Es weckte die Begierde eines jeden Mannes.

Klar, daß die Ehefrauen der Männer, die Lucille betört hatte, rasend vor Eifersucht waren. Das Wort Hexe machte flüsternd seine Runde. Aber schon bald sprach man es laut und deutlich aus. Doch noch ließ man die rothaarige Frau in Frieden. Zuviel einflußreiche Männer hatten schon in ihrem Bett gelegen.

Schließlich konnten diese Leute sie auch nicht mehr schützen. Nur eine Warnung hatte Lucille bekommen, sie jedoch kaltlächelnd in den Wind geschlagen.

Und jetzt sollte sie geholt werden. Aus dem prächtigen Haus hoch über den Klippen, das sie von ihrem verstorbenen Mann geerbt hatte.

Aber Lucille hatte keine Angst. Sie wußte, daß man zwar ihren Körper töten konnte, doch nicht ihre Seele. Sie hatte sich tatsächlich dem Teufel verschworen.

Wieder versuchte die alte Dienerin die Frau zur Flucht zu überreden. Doch ohne Erfolg. »Ich bleibe«, sagte Lucille Latour hart. »Wenn du willst, kannst du mit dem Wagen verschwinden.«

Da senkte die Alte den Kopf, stand auf und breitete in einer hilflosen

Gebärde die Arme aus. »Für mich hat das Leben keinen Sinn mehr«, sagte sie mit leiser Stimme.

»Ist das dein letztes Wort?« fragte die rothaarige Hexe. »Ja.«

»Gut, dann komm mit.« Lucille Latour faßte die alte Maddalena an der Hand und ging mit ihr zu einer kleinen Truhe, die unter einem Wandbehang stand. Lucille bückte sich und schlug die schweren eisernen Bügel der Truhe zurück. Dann hob sie den Deckel.

Die Truhe war bis auf ein kleines Fläschchen leer. Verloren wirkte es auf dem dunkel gebeizten Holzboden. Die rothaarige Hexe nahm das Fläschchen und schraubte es auf. Dann hielt sie es Maddalena hin.

»Trink«, sagte sie. Zögernd griff die Alte nach der Flasche. Ein süßlicher Geruch drang aus der Öffnung, kitzelte ihre Nase und legte sich betäubend auf die Atemwege.

»Du mußt es in einem Zug leeren«, befahl Latour. »Aber beeile dich, wir haben wirklich nicht mehr viel Zeit.«

»Was ist das für ein Trank?« fragte Maddalena.

Die Hexe lächelte. »Der Sud des Teufels«, sagte sie, und in ihren Augen lag plötzlich ein seltsamer Glanz.

Maddalena wich zurück. »Nein«, flüsterte sie. »Ich will nicht. Ich kann es nicht trinken!«

»Du mußt!« Scharf wie ein Peitschenknall drangen die Worte aus dem Mund der Hexe. »Du hast mir vorhin versprochen, daß du bleiben willst. Und jetzt steh zu deinem Wort!«

Die alte Dienerin zögerte. In diesen Sekunden wurde ihr klar, daß ihre Herrin tatsächlich eine Hexe war. Ihr Blick flackerte. Fieberhaft suchte sie nach einem Ausweg.

Draußen vor dem Haus gellten bereits die Schreie der Meute auf. Die Männer und Frauen kamen Maddalena plötzlich wie ein Geschenk des Himmels vor. Wenn sie es schaffte, nach draußen zu kommen, dann war sie vielleicht gerettet.

Sie rannte plötzlich los. Das hieß, sie wollte es. Doch die Frau war zu alt und Lucille Latour zu schnell.

Schon nach dem zweiten Schritt hatte die Hexe die Alte gepackt, schleuderte sie an der Schulter herum und stieß ihr die gespreizte Hand ins Gesicht.

Die Alte fiel zu Boden. Die Fingernägel hatten ihre Haut aufgerissen. Maddalena wimmerte vor Schmerzen.

Lucille Latour kannte kein Pardon. Brutal drehte sie die Alte auf den Rücken. Das Fläschchen hielt Maddalena noch immer in der Hand. Ein Großteil der Flüssigkeit war ausgelaufen. Aber der Rest würde auch noch reichen.

Lucille Latour bog den rechten Arm der Dienerin zurück und brachte die Hand mit der Flasche an deren Mund.

»Trink!« zischte sie. Nur eine Handbreit von Maddalenas Gesicht

entfernt befanden sich die Augen der Hexe. Riesengroß kamen sie ihr vor, wie unergründliche, gefährliche Schächte.

Die Dienerin spürte nicht, wie ihre Kiefer auseinandergebogen wurden, wie die Hexe ihr den kurzen Flaschenhals in den Mund preßte. Maddalena schluckte automatisch.

Wie Öl rann die Flüssigkeit durch ihre Kehle. Ihr Körper schien zu wachsen, eine heiße Flamme tobte von innen heraus, das Herz raste, der Puls hämmerte.

Und dann war alles vorbei. Schlaff fiel Maddalena zurück und blieb mit verrenkten Gliedern auf dem dicken Teppich liegen.

Lucille Latour erhob sich. Triumphierend blickte sie auf die leblose Maddalena. »Auf Wiedersehen im Jenseits«, sagte sie mit zischender Stimme. »Wir beide werden in den nächsten Jahrhunderten noch viel zu tun bekommen.«

Harte Schläge an der Tür rissen die Hexe herum.

»Öffne, Lucille Latour!« brüllte eine Männerstimme. Sie gehörte Rory Danton, einem Hexenjäger aus England. Er war der einzige, der für das Töten bezahlt wurde.

Mit einem grausamen Lächeln auf den Lippen schritt Lucille Latour zur Tür. Beide Hände benutzte sie, um den schweren Riegel zurückzuschieben.

Dann zog sie die Tür auf. Der Mob hatte einen Halbkreis gebildet. Pechfackeln leuchteten, übergossen das Gesicht der Hexe mit blutrotem Schein.

Lucille Latour kniff die Augen zusammen. Sie konnte die Gesichter der Männer kaum erkennen, sah sie nur als helle verwaschene Flecke.

Es war windig. Der Wind kam vom Meer, peitschte die See und jagte die Wolken am Himmel. Das Nachtgewand flatterte um Lucille Latours Körper wie eine Fahne am Mast.

Der Mob hatte sich beruhigt. Vorn standen die Männer. Fünf waren es, die Fackeln in den erhobenen Händen. Die Frauen hielten sich zurück, obwohl sie die treibenden Kräfte gewesen waren. »Was wollt ihr?« fragte die Hexe. Sie bekam keine Antwort. Nur der Wind jaulte, fing sich in den Klippen. Einige Häscher senkten betreten die Köpfe, als hätten sie Angst vor ihrer eigenen Courage bekommen.

»Bekomme ich keine Antwort?« Da trat Rory Danton, der Hexenjäger, vor. Er war ein kräftiger untersetzter Mann, mit wild wachsendem Bart. Er hielt in der rechten Hand eine Fackel. »Du weißt genau, weshalb wir gekommen sind, Lucille Latour«, sagte er mit dröhnender Stimme. »Du hast mit dem Teufel gebuhlt, und das werden wir dir jetzt heimzahlen.«

Die Männer brüllten auf. Dazwischen erklangen die kreischenden Stimmen der Frauen.

Der Hexenjäger lächelte. Für einen Moment hatte er schon geglaubt,

seine Helfer würden einen Rückzieher machen.

»Bekennst du dich schuldig?« schrie er gegen den Lärm an.

Da streckte die Hexe den Arm aus und ballte die Hand zur Faust. »Ja!« kreischte sie. »Ich bin eine Hexe. Ich habe mit dem Teufel gebuhlt, wie du es schon sagtest. Ihr könnt mich zwar töten, aber mein Geist wird eure Nachkommen mit der Härte der Hölle treffen. Der Satan steht auf meiner Seite!«

Nichts hielt die Männer auf ihren Plätzen. Zu fünft sprangen sie vor, packten die Hexe und rissen sie zu Boden.

Lucille Latour leistete keinen Widerstand. Im Gegenteil, sie lachte die Männer aus.

Dicht vor ihren Augen loderte die Flammen. Fünf Pechfackeln waren es, fünf schwielige Fäuste umklammerten die Stiele.

Noch einmal schrie die Hexe ihre Rache hinaus. Sie verfluchte die fünf Männer und deren Nachkommen bis in alle Ewigkeiten. Dann zerrte man sie zu den Klippen.

Es war nur ein kurzer Weg. Die Wolkendecke am Himmel riß für einen Moment auf, und ein voller Mond sandte sein fahles Licht auf die makabre Szene.

Tief unten rauschte das Meer gegen den Fels, schleuderte die Brandung haushoch. Wassertropfen glitzerten wie wertvolle Perlen im Mondlicht.

Rory Danton machte den Anfang. Seine linke Hand schloß sich um das volle rote Haar der Hexe. Dann nahm er die Fackel, hielt sie an das Gewand. Es fing augenblicklich Feuer. Die anderen vier Männer taten es dem Hexenjäger nach. Noch ehe die Flammen auch auf sie übergreifen konnten, gaben sie der Hexe einen Stoß.

Wie ein feuriger Komet segelte Lucille Latour über die Klippen, dem Meer entgegen.

Kein Schrei drang aus ihrem Mund. Stumm stürzte sie in den Tod.

Doch plötzlich hielten die Häscher den Atem an.

Eine silbrig schimmernde Wolke stieg aus der Tiefe empor, wurde vom Wind mitgerissen, wuchs ins Unermeßliche und formte sich zu einem Frauenkörper, in dem das Gesicht die Fratze des Teufels annahm.

Die Häscher sanken auf die Knie, bekreuzigten sich. Als sie die Köpfe hoben, war der Spuk verschwunden. Stumm blickten sie Männer sich an. Sie hatten zwar den Körper verbrannt, doch die Seele war nicht vernichtet, und mit Schaudern dachten sie an die letzten Worte der rothaarigen Hexe.

Ein Fluch war ausgesprochen worden und schwebte wie ein unsichtbares Schwert über den Köpfen der fünf Hauptbeteiligten.

Wen würde der Fluch als ersten treffen?

***

Die Zeit verging, und Lucille Latour geriet etwas in Vergessenheit. Nur an langen Winterabenden wurde noch von der Hexe gesprochen und der toten Dienerin, die die Männer in dem Haus gefunden und anschließend begraben hatten.

Aber dann war noch etwas Seltsames geschehen. Auf dem Grab der Dienerin hielt sich kein Kreuz. Es wurde jedesmal zerstört. Ein Totengräber behauptete, er hätte einen Blitz aus der Erde kommen sehen, der das Kreuz erfaßt und verbrannt hätte. Das war selbst den abergläubischen Menschen in der Umgebung etwas zuviel. Sie ließen dieses Ereignis eben auf sich beruhen.

Doch das Haus der Hexe stand lange Jahre leer. Es wurde auch nie zum Verkauf angeboten und von den Einheimischen gemieden wie die Pest. Es hatte bald schon den Namen »Das Spukhaus« bekommen. Angeblich sollte dort die Hexe um Mitternacht umgehen. Die nächste Generation wuchs heran, und ein französischer Graf erwarb das seltsame Spukhaus. Nach drei Jahren zog er Hals über Kopf aus. Er hatte seine Frau mit einer Kette erdrosselt im Keller gefunden. Achtmal wechselte das Haus danach noch den Besitzer, und während der Kriege im zwanzigsten Jahrhundert war es ein begehrter Stützpunkt.

Dann kam das Jahr 1975. Ein Makler aus Caen hatte es zum Verkauf angeboten, weil der vorherige Besitzer bei einem Bootsunglück ums Leben gekommen war und mit ihm seine Frau und die drei Kinder. Der Makler, Bruder des Verunglückten, hatte keine Lust, selbst in das Haus einzuziehen. Er wußte um die Geschichte, und obwohl er nicht abergläubisch war, wollte er das Spukhaus lieber vermieten. Er gab Annoncen in allen großen Zeitungen auf, doch seltsamerweise meldete sich nur eine schon ältere Frau. Sie stellte sich als Madame Millau vor.

Der Makler wußte nicht so recht, was er tun sollte, und hielt die Frau erst einmal hin. Auf seine speziellen Fragen antwortete sie nur ausweichend, und als der Makler nach gut zehn Tagen noch immer keinen anderen Käufer gefunden hatte, machte er mit Madame Millau den Vertrag.

Schon eine Woche später rückten Handwerker an. Sie renovierten das Haus, machten es aber so geschickt, daß von der Ursprünglichkeit nichts verloren ging.

Madame Millau, die die Arbeiten überwachte, war vollauf zufrieden. Sie zog schon bald ein und begann bereits am gleichen Tag noch mit ihrer eigentlichen Arbeit.

Das Unheil nahm seinen Lauf.

***

Einige Männer blieben stehen, als die langbeinige Blondine aus dem kanariengelben VW stieg und mit einer lässigen Bewegung die

Fahrertür ins Schloß warf.

Jane Collins war wirklich mehr als einen Blick wert.

Jeder Maler hätte sie sich als Modell gewünscht. Ihr Körper war genau dort richtig proportioniert, wo es sein mußte. Janes Bewegungen waren fließend und verrieten die Geschmeidigkeit einer Ballettänzerin.

Unter dem kurzen blonden Pony begann eine glatte Stirn. Die etwas schräg stehenden, grünlich schimmernden Augen faszinierten jeden Mann, und die Lippen unter der kleinen geraden Nase waren stets zu einem leichten Lächeln gekräuselt. Jane Collins trug ihre Haare schulterlang. Ein hellrotes Stirnband hielt sie zusammen. Ein modernes rot-weiß gestreiftes Sommerkostüm schmiegte sich wie eine zweite Haut um ihre Figur, Die Jacke stand über der Brust offen und kontrastierte hervorragend zu der weißen Sportbluse, die durch ein um den Hals geschlungenes rotes Seidentuch den letzten Pfiff bekam.

Es war durchaus verständlich, daß die Männer sich nach Jane umdrehten, und sie quittierte diese Blicke mit dem koketten Lächeln einer selbstbewußten Frau.

Es war ein herrlicher Frühlingstag, und die Sonnenstrahlen spiegelten sich in den Scheiben des zehnstöckigen Geschäftshauses, vor dem Jane Collins stehengeblieben war. Suchend ließ sie ihre Blicke über die an der Hauswand befestigten Firmenschilder gleiten.

Georg Plummer – Ex- und Import. Fünfter Stock, entzifferte Jane Collins.

Sie fand die Bezeichnung Ex- und Import ziemlich allgemein, und das erweckte schon ihr Mißtrauen.

Jane Collins war Detektivin und nicht zu ihrem Vergnügen gekommen. Georg Plummer hatte sie vor zwei Stunden angerufen und sie um einen Termin gebeten.

Die Privatdetektivin – momentan ohne Auftrag und seit dem letzten Urlaub etwas knapp bei Kasse – hatte zugesagt und sich mit Mister Plummer für fünfzehn Uhr verabredet.

Die breite Glastür des Geschäftshauses schwang durch einen Kontakt automatisch zurück. Die sterile Kühle einer klimatisierten Halle empfing die Detektivin.

Jane rümpfte die Nase. Sie mochte die glatte Höflichkeit und elegante Fassade nicht. Sie wußte aus Erfahrung, daß sich dahinter oft sehr viel Schmutz verbarg.

Ein schon älterer Portier kam angewieselt.

»Madam?« fragte er mit gedämpfter Stimme. »Was kann ich für Sie tun?«

»Ich bin mit Mr. Plummer verabredet«, sagte Jane knapp.

»Einen Augenblick, Madam, ich werde Sie anmelden.«

Der Portier verschwand in seinem Glaskasten und telefonierte. Dabei

ließ er Jane nicht aus den Augen, die sich inzwischen eine mitten in der Halle aufgestellte moderne Plastik ansah und aus dem Gebilde nicht schlau wurde. Egal von welcher Seite sie sie auch betrachtete.

»Mr. Plummer erwartet Sie, Madam«, sagte der Portier.

Jane wandte sich schnell um. Sie hatte den Portier gar nicht kommen gehört.

»Aufzug drei, bitte, Madam.« Der Lift war bereits unten, die Türen geöffnet. Jane nickte dem Portier kurz zu und betrat den Fahrstuhl. Er war von innen mit Leder verkleidet und brachte die Detektivin in wenigen Sekunden hinauf in den fünften Stock.

Lautlos glitten die Türen auseinander. Ein Gang tat sich auf. Teppiche bedeckten den Boden, auf denen man ging wie auf Treibsand.

Der lange Flur war leer, die Wände waren mit japanischer Grastapete bedeckt. Wer hier residierte, gehörte nicht gerade zu den Armen, das sah Jane mit einem Blick.

Vor einer Mahagonitür blieb die Detektivin stehen. Auf dem Holz stand das gleiche wie unten auf dem Schild, allerdings mit dem Zusatz »Sekretariat« versehen.

Jane klopfte. Eine helle Stimme rief »Herein«.

Als die Detektivin die Tür hinter sich schloß, erhob sich eine ältere Dame von ihrem Stuhl und kam mit eingefrorenem Lächeln auf Jane Collins zu.

»Sie sind Miß Collins?« Es war mehr eine Feststellung als eine Frage.

»Ja.«

»Das ist nett, Mr. Plummer erwartet sie bereits.«

Jane wunderte sich, daß kein Bürolärm zu hören war. Aber dann erkannte sie, daß die Wände schallisoliert waren.

Eine Doppeltür führte in Plummers Allerheiligstes.

Plummer mußte ein Lederfan sein. Alles, bis auf seinen Schreibtisch und der kleine Schrank gegenüber dem Fenster, war aus Leder. Sogar die Flaschen auf der fahrbaren Hausbar besaßen einen Lederüberzug.

»Miß Collins«, sagte Georg Plummer und erhob sich hinter seinem Schreibtisch, der die Maße einer Tischtennisplatte bei weitem übertraf.

Blitzschnell glitten die kleinen Augen des Mannes über Jane Collins' Figur, und was der Mann zu sehen bekam, mußte ihn wohl zufrieden gestellt haben.

»Bitte, nehmen Sie doch Platz, Miß Collins. Darf ich Ihnen etwas anbieten? Einen Martini vielleicht?«

Jane war nicht abgeneigt. Sie hatte in einem Ledersessel Platz genommen und die Beine übereinander geschlagen. Der modische Rock umspielte ihre Knie.

Plummer bat seine Sekretärin, etwas zu trinken zu bringen, denn er

führte nur harte Sachen in seiner Hausbar.

Jane hatte Zeit, sich den Mann anzusehen und einzustufen.

Plummer war ein Fleischberg. Er wog bestimmt fast zweihundertfünfzig Pfund. Jane schätzte ihn auf fünfzig Jahre. Der Kopf saß fast auf den Schultern, und das Kinn scheuerte den Kragen des teuren weißen Hemdes durch. Die listigen Augen des Mannes verschwanden fast hinter den Fettpolstern, und der graue Haarkranz bedeckte den Kopf wie eine Tonsur. Die rosige Gesichtsfarbe und die Wangen erinnerten Jane an Posaunenengel, nur war Plummer sicherlich nicht so gutmütig. Ein Brilliant blitzte an dem kleinen fleischigen Finger der linken Hand des Mannes.

Die Sekretärin brachte den Martini und verschwand lautlos. Plummer genehmigte sich einen Whisky. Er hatte Jane gegenüber Platz genommen und paßte so gerade in den Sessel.

Er trank der Detektivin zu, wechselte ein paar belanglose Floskeln und kam schließlich zur Sache.

»Ich habe mir für diesen Job bewußt eine Frau ausgesucht, Miß Collins«, sagte er. »Aber eine Frage vorweg. Sind Sie bereit, mit mir eine Reise zu machen?«

Jane hob die wohlgerundeten Schultern. »Es kommt auf die Reise an«, gab sie diplomatisch zurück.

Plummer wehrte ab. »Nicht was Sie eventuell denken, Miß Collins. Um Himmels willen, nein. Sie sollen mich nur begleiten, sagen wir als meine Sekretärin.«

Jane sagte noch nichts. Plummer verstand dies wohl falsch, denn er meinte. »Ich zahle Ihnen dafür tausend Pfund. Spesen selbstverständlich extra.«

Jane lächelte. »Darauf kommt es mir primär im Moment nicht an. Wohin soll die Reise denn gehen?«

»Nach Frankreich. Mehr will ich nicht sagen. Also, nehmen Sie an oder nicht? Ich bin Ihnen nicht böse, wenn Sie ablehnen.«

Jane nahm erst einen Schluck aus ihrem Glas. Dann sagte sie: »Okay, Mr. Plummer, Sie haben mich überredet. Ich werde für Sie arbeiten. Allerdings unter einer Einschränkung. Keine ungesetzlichen Dinge. Denn im Endeffekt habe ich meine Lizenz zu verlieren.«

»Das kommt gar nicht in Frage«, erwiderte Georg Plummer, hob sein Glas und prostete der Detektivin zu.

Dann kam er zur Sache. Aus einer Mappe holte er einen Bogen Papier, der etwa die Größe eines DIN-A4-Blattes hatte. »Bitte, lesen Sie, Miß Collins«, sagte er und reichte Jane das Blatt.

Einladung

Hiermit erlaube ich mir, Sie, sehr geehrter Mr. Plummer, für eine Woche auf Maison Bayeus einzuladen. Sie werden sicherlich erstaunt über diesen Brief sein, aber glauben Sie mir, ich habe sehr triftige Gründe, mich gerade

an Sie zu wenden. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie der Einladung Folge leisten. Sollten Sie jedoch ablehnen, würde das für Sie sehr negative Folgen haben.

M. Millau

Jane Collins ließ das Blatt sinken. »Kennen Sie diesen M. Millau?«

Georg Plummer schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte er. »Den Namen habe ich noch nie gehört.«

»Sie wissen, daß in dieser Einladung eine Drohung verpackt ist, Mister Plummer?«

Georg Plummer nickte. »Natürlich, ich bin ja nicht dumm. Ein Mann in meiner Position hat Feinde, und ich gebe ehrlich zu, ich bin nicht gerade rücksichtsvoll mit meinen Konkurrenten umgegangen.«

Jane nahm noch einen Schluck Martini. »Welche Art von Geschäften betreiben Sie? Ich meine, Ex- und Import ist ein sehr weitläufiger Begriff.«

Georg Plummer druckste ein wenig herum, ehe er mit der Sprache herausrückte. »Ich handle mit Waffen, um genau zu sein. Allerdings offiziell.«

»Und keine Nebenbei-Geschäfte?« Plummers Zunge fuhr wieselflink über die dicken Lippen. »Lassen wir dieses Thema.«

»Nun gut.« Jane legte die Hände übereinander. »Ich habe mich bereit erklärt, mit Ihnen zu reisen und stehe selbstverständlich zu meinem Wort. In Ihre Geschäfte möchte ich mich nicht einmischen. Und wer, denken Sie, steckt hinter diesem Brief?«

»Tja, ich habe schon an die Konkurenz gedacht. Aber die bedient sich normalerweise anderer Methoden, wenn sie jemanden aus dem Weg haben will. Eine schnelle Kugel aus dem Hinterhalt, und aus ist es. Ich kann mir aber auch nicht vorstellen, daß ich in letzter Zeit einem Konkurrenten auf die Füße getreten bin. Wir haben unsere Grenzen genau abgesteckt. Nein, hinter dieser Einladung muß etwas anderes stecken. Und ehrlich gesagt, Miß Collins, ich bin neugierig. Und vorsichtig, deshalb habe ich mir ja einen weiblichen Leibwächter zugelegt. Wie gesagt, Sie reisen offiziell als meine Sekretärin.«

»Wann geht es los?« wollte Jane wissen.

»Ach ja, das hatte ich vergessen. Ihnen zu sagen. Es lag noch eine kleine Karte bei dem Brief. Man erwartet mich am 26. April.«

»Wo liegt denn dieses Maison Bayeus genau?« fragte Jane.

»In Nordfrankreich. Auf der Halbinsel Cotentin. Ziemlich nah an der Küste. Wir werden die Fähre nehmen und mit meinem Wagen fahren. Wir haben heute Freitag. Sagen wir, am Montagmorgen um sieben Uhr geht es los. Sind Sie einverstanden?«

»Ja, Mr. Plummer.«

»Ich hole Sie dann von zu Hause ab. So haben Sie wenigstens noch ein Wochenende für sich. Und ich bitte Sie, behandeln Sie unser

Gespräch vertraulich. Miß Collins.«

»Das ist selbstverständlich.« Jane erhob sich und reichte ihrem neuen Klienten die Hand. »Dann also bis zum Montagmorgen, Mister Plummer.«

»Ich freue mich sehr, Miß Collins. Ach so, ja, der Scheck. Den hätte ich bald vergessen.«

»Ich hätte sie schon daran erinnert«, erwiderte Jane, und Georg Plummer mußte lachen. »Sie würden eine gute Geschäftsfrau abgeben, Miß Collins.«

»Danke, Detektivin ist mir lieber.«

»Kann ich mir vorstellen.« Plummer griff in seine rechte Rocktasche und holte einen schon ausgefüllten Scheck hervor. »Bitte sehr, Miß Collins.«

Jane ließ den Scheck in ihrer Handtasche verschwinden. Dann verabschiedete sie sich von Georg Plummer und fuhr wieder nach unten.

Sie setzte sich in ihren Wagen und rauchte erst einmal eine Zigarette. Die ersten Zweifel meldeten sich, ob sie richtig gehandelt hatte. Aber sie hatte nichts Ungesetzliches an diesem Auftrag feststellen können. Trotzdem wollte sie sich rückversichern.

Von einer nahegelegenen Telefonzelle aus rief sie Oberinspektor John Sinclair, ihren besten Bekannten, an. Sinclair war in seinem Büro und freute sich, daß er die Stimme der Detektivin wieder einmal hörte. Sie hatten gemeinsam schon einige gefährliche Abenteuer bestanden, und das letzte lag gar nicht mal lange zurück.

»Hast du heute abend etwas vor, John?« fragte die blondhaarige Detektivin.

John Sinclair lachte. »Wenn ich dich sehen kann, dann lasse ich selbst Geister und Dämonen sausen.«

»Nun mach mal halblang. Aber im Ernst, John, können wir uns heute abend treffen?«

»Ja.«

»Dann komm zu mir. Ich habe ein phantastisches Rezept ausgegraben und will mal wieder meine Kochkünste unter Beweis stellen.«

»Du weißt genau, womit du einen alten Junggesellen locken kannst. Abgemacht, ich komme. Ich bringe den Hunger mit und du den Bär.«

Die beiden sprachen noch einige Worte miteinander, und Jane legte dann auf.

Sie wußte, daß sie sich auf John Sinclair verlassen konnte. Er würde ihr schon den richtigen Rat geben. Nur schade, daß sie nicht gemeinsam agieren konnten, dann wäre Jane viel wohler gewesen.

Die Privatdetektivin konnte nicht ahnen, wie sehr sie sich täuschen und in welchen Teufelskreis sie mit hineingezogen werden sollte…

***

Georg Plummer war pünktlich. Als Jane Collins in seinem Mercedes 350 SE saß – Plummer brauchte für seinen Leibesumfang einen solchen Wagen –, dachte sie an John Sinclairs Worte. Der Oberinspektor hatte dem Vorhaben der Detektivin skeptisch gegenübergestanden. Er kannte Plummer dem Namen nach, und als Waffenhändler hatte der Mann einen zwielichtigen Ruf. John hatte seine Freundin eindringlich gewarnt, doch Jane blieb bei ihrem Wort. Allerdings mußte sie John versprechen, sofort anzurufen, falls irgend etwas Besonderes eintreten sollte. Der Oberinspektor war für die Detektivin jederzeit erreichbar. Und John wollte sich dann sofort auf den Weg machen, um ihr zu helfen.

»Das wird wohl nicht nötig sein«, hatte Jane zum Abschied gesagt. »Außerdem weiß ich mich sehr gut allein zu wehren.« Der blaue Mercedes fuhr auf der Schnellstraße London – Southhampton.

In Southhampton wollten sie die Mittagsfähre nach Le Havre nehmen und von dort an der Cöte du Calvados entlang zu der Halbinsel Cotentiri fahren.

Die Straße war ziemlich befahren, aber da es noch früh war, konnten sie die Fähre noch bequem erreichen.

Jane Collins räkelte sich in dem weichen Polster des Beifahrersitzes. Aus der Stereoanlage des Wagens drangen alte Songs der sechziger Jahre.

Georg Plummer war ein guter Fahrer. Hin und wieder warf er einen Blick auf seine hübsche Beifahrerin, und dann umspielte ein Lächeln seine Lippen.

Selbstverständlich hatte Jane dem Waffenhändler nicht gesagt, daß sie mit John Sinclair über ihren neuen Job gesprochen hatte. Dieses kleine Geheimnis mußte ihr der Mann schon zugestehen.

Plummer fuhr rasant. Er sprach wenig, konzentrierte sich auf den Verkehr. Einmal nur sagte er: »Wenn Sie etwas trinken wollen, Miß Collins, im Handschuhfach ist eine kleine Bar untergebracht.«

Jane lehnte ab. Sie wollte erst auf der Fähre etwas zu sich nehmen.

Nach nicht ganz zwei Stunden Fahrt erreichten sie Southhampton. George Plummer lenkte den schweren Wagen in Richtung Hafen zur Anlegestelle der Fähre.

Bis zur Abfahrt war noch Zeit. Der Mercedes war der fünfte Wagen in einer langen Schlange, die sich hinter ihm gebildet hatte.

Dann schwang das Heck der Fähre langsam nach unten, und über die breite Plattform rollten die Wagen auf das Schiff. Das Wetter versprach wieder schön zu werden. Schon seit drei Wochen schien die Sonne, direkt unnormal für die Insel.

»Und was machen wir nun?« fragte Georg Plummer, als der Mercedes stand.

»Ich werde mir ein bißchen die Beine vertreten.«

»Keine schlechte Idee. Ich komme dann später auf Deck. Ich muß vorher noch etwas essen.« Jane warf einen Blick auf Plummers Umfang und mußte lächeln. »Ja, ja«, meinte der Mann. »Essen ist eigentlich mein einziges Laster.«

»Bis gleich dann«, sagte Jane und stieg aus. Sie schlüpfte in ihren grünen Wildledermantel und band sich ein Kopftuch um, denn hier auf dem Deck der Fähre war es windig.

Jane trat an die Reling und sah zu, wie die restlichen Wagen auf die Fähre fuhren. Dann wurde das Heck wieder eingeklappt, ein Signalhorn tutete, es gab einen leichten Ruck, und anschließend setzte sich das Schiff in Bewegung.

Southhampton blieb zurück. Das schwere Schiff kämpfte sich durch die grauen Fluten des Kanals. Es hatte ausgezeichnete Stabilisatoren. An Seekrankheit war nicht zu denken.

Jane war nicht nicht der einzige Passagier an der Reling. Einige Männer drängten sich um sie herum. Ein braungebrannter Schönling wollte sie zum Essen einladen, doch die Detektivin lehnte ab.

Dafür fiel ihr aber ein anderer junger Mann ins Auge, der sich auffällig für den Mercedes interessierte. Wie eine Katze um den heißen Brei, so strich er um den Wagen herum.

Jane wollte dem Interesse des Mannes auf den Grund gehen. Sie löste sich von der Reling. Der junge Mann hatte sich bebückt und betrachtete gerade die Reifen. Die Hände hatte er in den Taschen seines dunkelbraunen Cordanzuges vergraben.

»Gefällt Ihn en der Wagen?« fragte Jane.

»Oh.« Der junge Mann ruckte hoch, drehte den Kopf, rückte seine Goldrandbrille zurecht und konnte nicht vermeiden, daß eine gewisse Röte sein Gesicht überzog.

Jane mußte lächeln. Dieser Typ sah ihr wahrhaftig nicht nach einem Dieb aus, eher nach einem Träumer. Sein schmales Gesicht war ziemlich blaß, die pechschwarzen Haare waren nach hinten gekämmt, und seine vollen Lippen umspielte ein verlegenes Lächeln.

Der junge Mann hob entschuldigend die Schultern. »Sie dürfen nicht annehmen, Miß, daß ich den Wagen stehlen wollte. Um Himmels willen, aber ich interessiere mich nun mal für Autos, besonders für die, die ich mir nicht leisten kann.«

»Eine böse Absicht hätte ich Ihnen auch gar nicht zugetraut, Mr. ...«

»Danton«, sagte der junge Mann schnell. »Ray Danton. Ich bin Schriftsteller von Beruf.«

»Was schreiben Sie denn?« fragte Jane, der der Mann eigentlich sympathisch war, vielleicht weil der Muttergefühle in ihr weckte.

Etwas verlegen hob Ray Danton die Schultern. »Ich schreibe Gedichte und auch mal Kurzgeschichten.«

»Und davon können Sie leben?«

»Nein, natürlich nicht.« Ray Danton schüttelte den Kopf. »Ich werde von meinen Eltern noch ein wenig unterstützt, außerdem arbeite ich nachts in einer Zeitung. Aber – ist das Ihr Wagen, Miß?«

»Ich heiße Jane Collins«, sagte die Detektivin, »mir gehört der Wagen auch nicht, sondern einem – sagen wir Bekannten.«

»Ach so, ich verstehe.« Ray Danton rückte wieder seine Brille zurecht. »Dann nichts für ungut, Miß Collins.« Danton wollte an der Detektivin vorbeigehen.

Jane, die sich ein wenig langweilte, hielt den Schriftsteller an der Schulter zurück. »Warum haben Sie es denn so eilig, Mr. Danton? Lassen Sie uns zusammen einen Drink nehmen. Ich weiß, normalerweise lädt eine Dame den Herrn nicht ein, aber im Zeitalter der Emanzipation können wir ruhig einmal darüber hinwegsehen.«

»Tja, ich weiß nicht so recht. Ich will Ihnen keine Ungelegenheiten bereiten.«

»Na, kommen Sie schon.«

»Also meinetwegen.« Jane Collins und Ray Danton gingen durch die Reihen geparkter Wagen auf das Restaurant zu, dessen obere Hälfte sich auf dem Deck befand. Jane Collins – von Beruf wegen neugierig – fragte: »Wo wollen Sie eigentlich hin, Mr. Danton? Nach Paris, um sich von der Muse küssen zu lassen?«

Ray Danton schüttelte lachend den Kopf. »Wo denken Sie hin, Miß Collins. Nein, ich habe da eine seltsame Einladung bekommen. Ich soll mich heute auf Maison Bayeus einfinden und habe gar keine Ahnung weshalb und warum.«

Jane Collins blieb wie vom Donner gerührt stehen.

Maison Bayeus, wenn das keine Überraschung war.

Ray Danton drehte sich verwundert um. »Ist irgend etwas, Miß Collins?«

»Ja, aber das erzähle ich Ihnen gleich. Kommen Sie, mein Bekannter wird sich sehr für Ihre Einladung interessieren…«

***

Sie fanden George Plummer in dem Restaurant oberhalb des Decks. Es war ein langgestreckter Bau mit großen Scheiben und einer riesigen Buffettheke.

Georg Plummer saß am Fenster. Mit Genuß schaufelte er gebratenen Speck, Eier und Toast in sich hinein. Eine große Kanne Kaffee und ein Glas Orangensaft dienten ihm zum Hinunterspülen.

Die Tische und die mit rotem Kunstleder bezogenen Stühle waren fest im Boden verankert. Allerdings ließen sich die Stühle drehen. Es herrschte reger Betrieb. Vor allen Dingen waren es die Touristen, die sich über das Büffet hermachten, als wären sie schon am Verhungern.

Jane Collins und Ray Danton drängten sich an den Menschen vorbei,

auf Plummers Tisch zu.

Der dicke Waffenhändler sah überrascht auf, als die beiden vor seinem Tisch stehenblieben.

»Haben Sie es doch noch überlegt?« fragte er Jane Collins, um anschließend einen verwunderten Blick auf Ray Danton zu werfen.

Jane und Ray nahmen Platz. »Ich habe den jungen Mann bewußt mitgebracht«, sagte die Detektivin. »Wir haben uns auf Deck kennengelernt, und stellen Sie sich vor, Mister Danton hat das gleiche Ziel wie wir.«

Plummer runzelte die Stirn. »Soll das heißen, daß er auch eingeladen worden ist?«

»Ja, Mr. Plummer.« Jetzt wurde der dicke Waffenhändler mißtrauisch. »Da stimmt doch etwas nicht«, sagte er. »Mr. Danton, entschuldigen Sie, aber würde es Ihnen etwas ausmachen, mir die ganze Geschichte zu erzählen?«

»Natürlich, Sir. Sie haben schon recht, es ist ein wenig seltsam.«

Danton wurde von dem Kellner unterbrochen, der an den Tisch getreten war.

Jane bestellte sich eine Salatplatte und ein Glas Mineralwasser. Ray Danton nahm zwei Sandwiches und eine Flasche Bier.

»Nun, Mr. Plummer, ich fand vor zwei Tagen die Einladung in meinem Briefkasten.« Danton griff in die Rocktasche und holte den gleichen Bogen hervor, den auch Plummer bekommen hatte.

Der Waffenhändler las die Zeilen wortlos durch und schüttelte mehrmals den Kopf. »Wenn ich nur wüßte, was das bedeuten soll«, murmelte er.

Danton nahm die Einladung wieder an sich. »Eine Frage zuvor, kennt einer von Ihnen Maison Bayeus?«

Jane und Plummer schüttelten den Kopf.

»Ich kenne es auch nicht, habe aber, nachdem ich die Einladung bekam, einige Nachforschungen angestellt. Ich bin in Bibliotheken gegangen und habe Schwarten gewälzt. Das hat Stunden in Anspruch genommen. In einer alten Chronik habe ich dann etwas über das Haus gefunden. Es ist, wie man so schön sagt, ein Geisterhaüs.«

George Plummer zog verächtlich die Mundwinkel nach unten. Beide Männer sahen nicht, wie es in Jane Collins' Augen aufblitzte.

»Können Sie das näher erklären?« fragte Plummer.

»Man hat dort vor rund dreihundert Jahren eine Hexe verbrannt. Sie hieß Lucille Latour und hat angeblich mit dem Teufel im Bunde gestanden Wie gesagt, das berichtet die Chronik. In den nachfolgenden Jahrhunderten ist das Haus zwar mehrmals bewohnt gewesen, jedoch sind die Mieter unter seltsamen Umständen zu Tode gekommen. In der näheren Umgebung des Hauses kursiert das Gerücht, daß es auf Maison Bayeus spuken solle. Wie gesagt, das

erzählen die Überlieferungen.«
Der Kellner kam und brachte die bestellten Speisen.
»Und was hat die Einladung für einen Sinn?« fragte George Plummer.
Ray Danton biß in seinen Sandwich. »Ich habe keine Ahnung. Aber wie es aussieht, werden wir wohl nicht die einzigen sein, die eine Einladung bekommen haben.«
Plummer schüttelte den Kopf. »Also ich verstehe gar nichts. Sie etwa, Miß Collins?«
»Nein«, erwiderte Jane nachdenklich. »Noch nicht.«
»Was meinen Sie damit?«
»Wir werden es ja sehen, wenn wir da sind. Aber es scheint doch mehr dahinterzustecken, als wir überhaupt ahnen.«
Plummers Gesicht verdüsterte sich. »Vermuten Sie eine Gefahr?«
»Vielleicht.«
»Aber das ist doch Unsinn.« Plummer schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Mr. Danton, was sind Sie von Beruf?«
»Schriftsteller.«
»Na sehen Sie, und ich bin Geschäftsmann. Uns trennen beruflich Welten.«
»Beruflich, Sie sagten es eben, Mr. Plummer.« Jane Collins drehte ihr Glas zwischen den Händen. »Aber unter Umständen gibt es privat eine Verbindung zwischen Ihnen und Mr. Danton.«
Plummer lachte auf. »Wir haben uns doch vor ein paar Minuten zum erstenmal gesehen.«
»Trotzdem kann da etwas sein, von dem Sie nichts wissen, Mr. Plummer.«
»Na, Sie machen mir Spaß. Sie können einem ja direkt Angst einjagen, Miß Collins.«
»Das hatte ich keineswegs vor.« Jane lächelte. »Aber wir sollten doch die Sache nicht auf die leichte Schulter nehmen. Man hat uns nicht umsonst diese Einladung geschickt. So, und jetzt entschuldigen Sie mich bitte für einen Moment.« Jane erhob sich und ging dem Pfeil nach, der zu den Toiletten führte.
Dabei hatte die Detektivin etwas ganz anderes im Sinn. Sie hatte vorhin schon gesehen, daß es hier auf dem Schiff einen Raum gab, von dem aus man telefonieren konnte. Er lag zwischen Ober- und Unterdeck. Ein Offizier hatte den Telefondienst übernommen. Er stand auf als Jane den Raum betrat.
Die kleine Kabine war eingerichtet wie eine Minianlage bei der Post. Hier mußte noch mit der Hand verbunden werden. Auf einem Pult standen mehrere Telefone, daneben ein Fernschreiber, und an der Wand hing eine schalldichte Haube mit einem schwarzen Telefonapparat darunter.
Zum Glück war Jane die einzige Kundin. Sie gab John Sinclairs

Nummer in London an.

Der Offizier runzelte die Stirn. »Was haben Sie denn mit Scotland Yard zu tun, Madam?«

Jane lächelte honigsüß. »Mein Mann arbeitet dort«, erwiderte sie schnell.

»Ach so. Und ich dachte schon, es wäre etwas passiert. Dann haben Sie bitte einige Minuten Geduld. Ich muß sehen, ob ich durchkomme.«

»Legen Sie das Gespräch doch bitte auf den Apparat unter der schalldichten Haube«, sagte die Detektivin.

»Wie Sie wünschen, Madam.« Jane mußte genau drei Minuten warten, dann klingelte der Telefonapparat.

»Collins«, meldete sich Jane.

»Na, wenn das keine Überraschung ist«, hörte sie Johns Stimme. »Hast du jetzt schon Sehnsucht nach mir, Goldstück?«

»Das auch, John, aber es geht um etwas anderes. Hör mir jetzt bitte einmal zu.«

Jane Collins berichtete, was sie in der letzten halben Stunde erlebt und erfahren hatte. Zum Schluß meinte sie: »Also ich habe das Gefühl, daß es auf diesem Maison Bayeus nicht mit rechten Dingen zugeht. Wie gesagt, John, das ist durch nichts bewiesen, aber bei solchen Dingen kann ich mich auf meinen Instinkt verlassen.«

»Du meinst also, ich sollte kommen.«

»Ja, John. Wenn es sich eben ermöglichen läßt.«

Der Oberinspektor murmelte vor sich hin. »Heute geht es nicht«, sagte er dann. »Außerdem weiß ich nicht, ob der gute Powell einverstanden ist. Aber rechne damit, Jane, daß ich unter Umständen morgen abend da sein werde.«

Jane Collins fiel ein Stein vom Herzen. »Danke, John, du bist prima.«

Die beiden wechselten noch zwei, drei private Sätze, und dann unterbrach Jane Collins die Verbindung.

Sie zahlte das Gespräch bei dem Offizier, der die ganze Zeit seinen Blick nicht von ihrem Körper gelassen hatte. »Schade, daß Sie schon in festen Händen sind«, sagte er zum Abschied. Ehrliches Bedauern schwang in seiner Stimme mit.

Jane lachte. »Tja, manchen trifft es eben hart. Aber seien Sie froh, Mr. Ich beiße nämlich und fresse Männer zum Nachtisch.« Mit diesen Worten schloß Jane die Tür hinter sich.

***

Die Gegend war urwüchsig, von einer wilden Romantik. Maler hätten hier herrliche Motive gefunden. Das Land war flach, bedeckt mit einem Grasteppich, der erst kurz vor der Küste aufhörte und steilen kantigen Felsen Platz machte, an denen die Brandung des Meeres hochschäumte. Die Luft war klar, schmeckte nach Salz und Meer.

Frischer Seewind bewegte die Zweige der Bäume, und zahlreiche Vögel zerschnitten wie Pfeile die Luft.

Das schmale graue Band der Straße wirkte wie ein Fremdkörper im Grün der Landschaft, und der große Mercedes paßte hier überhaupt nicht hin.

»Noch ungefähr zehn Meilen«, sagte George Plummer, »dann haben wir es geschafft.«

Er drehte kurz den Kopf und wandte sich an den im Fond sitzenden Ray Danton. »Ist mir immer noch ein Rätsel, wie Sie Ihr Ziel überhaupt erreichen wollten.«

»Ich wollte es mit dem Zug und per Anhalter versuchen.« Plummer lachte. »Gibt es hier überhaupt eine Eisenbahn?«

Er ging etwas vom Gas, weil die Straße einen scharfen Knick machte. Und dann sahen sie vor sich den Wagen. Er war nicht ganz eine Meile entfernt, in der klaren Luft aber deutlich zu erkennen.

»Da scheint noch einer das gleiche Ziel zu haben«, meinte Jane Collins.

Plummer hatte die Lippen zusammen – gekniffen. »Möglich«, knurrte er.

Er fuhr schneller, wollte dicht hinter dem anderen bleiben. Schon bald wurde die Luxuslimousine größer. Es war ein dunkelroter Peugot 604, der vor ihnen über die Straße rollte.

»Der Wagen hat eine Pariser Nummer«, meinte Jane Collins.

»Würde mich wirklich interessieren, was der in dieser Gegend verloren hat.«

Plummer war leicht beunruhigt, obwohl eigentlich gar kein Grund vorhanden gewesen wäre. Aber er spürte eine innere Unruhe, die ihm doch zu schaffen machte.

Drei Männer saßen in dem Peugeot. Zwei vorn, einer im Fond. Und dieser Mann drehte jetzt den Kopf, schaute kurz zu dem Mercedes hinüber, sagte etwas zu dem Fahrer, und wenig später leuchteten die Bremslichter des Peugeots auf.

»Mist«, knurrte Plummer. »Jetzt geht's los.« Auch er trat auf die Bremse. Der Mercedes stoppte sanft.

Die beiden vorderen Türen des Peugeots flogen auf, und zwei Männer schälten sich aus dem Wagen. Mit gemächlichen Schritten kam sie auf den Mercedes zu.

Jane Collins hatte die Lippen zusammengepreßt. Sie kannte diese Art von Männern. Die beiden waren Gangster, oder zumindest irgendwelche Gorillas, die einen Boß bewachten. Sie waren beide schwarzhaarig, trugen dunkle Anzüge, mit Jacketts, die offen standen. Die Typen blieben rechts und links des Mercedes stehen.

»Jetzt sitzen wir in der Klemme«, sagte Plummer, der ebenfalls wußte, wen er vor sich hatte.

Nur Ray Danton spürte die Gefahr nicht. Er blickte verwundert nach draußen.

Die beiden Kerle grinsten wölfisch und zogen wie auf Kommando ihre Pistolen. »Rauskommen!« schrie der, der an Plummers Seite stand. »Aber alle drei.«

Jetzt wurde auch Ray Danton aufmerksam. »Was soll das?« flüsterte er mit bebender Stimme. »Was wollen die von uns?«

»Werden wir gleich merken«, gab Jane gelassen zurück und öffnete die Tür, um auszusteigen. Eine Hand faßte nach ihrer Schulter. Der Kerl mit der Pistole wollte ihr aus dem Wagen helfen. Dabei rutschten seine Finger absichtlich ab und kamen in eine Gegend, die für ihn gefährlich wurde.

Jane packte zu. Sie war blitzschnell, umklammerte den Revolverarm des Mannes, riß ihn hoch und drosch ihn noch in der gleichen Sekunde auf das Wagendach.

Der Schießer heulte. Die Waffe rutschte ihm aus den Fingern. Jane fing sie geschickt auf, rammte dem Kerl ihren rechten Fuß in den Unterleib und legte auf Schießer Nummer zwei an.

»Schätze, daß wir uns jetzt mal in aller Ruhe unterhalten«, sagte sie auf französisch.

Der Schießer wußte nicht, was er machen sollte. Er hatte zwar Plummer vor der Mündung, gleichzeitig zielte Jane aber auch über die Kühlerhaube hinweg auf ihn. Sein Kumpan lag am Wegrand und wartete darauf, daß sein Schmerz nachließ.

Ray Danton kam aus dem Staunen nicht mehr heraus. Was diese Blondine mit dem Typ gemacht hatte, war einfach sagenhaft.

Der dritte Mann war es, der eine Entscheidung herbeiführte. Die hintere Wagentür des Peugeots wurde geöffnet, und Gu Domingo schob sich aus dem Gefährt.

Nachdem man Gustav Domingos größten Konkurrenten mit siebzehn Kugeln im Leib aus der Seine gefischt hatte, galt Domingo als ungekrönter Rauschgiftkönig von Paris. Er war Nummer Eins auf Frankreichs Rauschgiftmarkt, und seine Brutalität war beispiellos. Aber das sah man Gu Domingo schon an.

Er war ein Catchertyp. Bei ihm war alles kantig. Der Schädel, die Schultern und der massige Körper. Mit seinen Händen hätte er Kohlen schaufeln können. Seine Haare waren zur Bürste geschnitten. Die stecknadelkopfgroßen Augen wurden von dichten Brauen fast verdeckt, und der Mund erinnerte an einen Strich. Domingo trug einen dunkelbraunen Anzug, der so geschnitten war, daß die Waffe in seiner Gürtelholster nicht auffiel.

Mit schweren Schritten kam Gu Domingo näher. Kein Muskel regte sich in seinem Gesicht, als er Jane Collins anblickte.

Sekundenlang herrschte eisiges Schweigen zwischen den beiden

Parteien.

Dann fragte Domingo: »Was soll der Quatsch?«

Jane lächelte spöttisch. »Haben Sie nicht angefangen?« Die Waffe in ihrer Hand bewegte sich um keinen Millimeter.

Domingo ging gar nicht auf die Bemerkung ein, sondern fragte: »Sie haben uns schließlich verfolgt – oder?«

»Davon kann keine Rede sein, Monsieur. Aber vielleicht haben wir den gleichen Weg.«

Hatte Jane mit einer Antwort gerechnet, so sah sie sich jetzt enttäuscht. »Möglich«, meinte Domingo. »Aber ich habe etwas dagegen, wenn jemand hinter mir her fährt. Saccu!«

Der Mann, der George Plummer bedrohte, drehte kurz den Kopf.

»Steck die Waffe weg, wir fahren weiter. Und du, Frenell, komm hoch!«

Frenell hatte Janes Attacke noch immer nicht ganz überwunden. Mit schmerzverzerrtem Gesicht quälte er sich auf die Beine. Dabei bedachte er Jane Collins mit haßerfüllten Blicken. Jane wußte, daß sie sich einen Todfeind geschaffen hatte. Sie warf dem Mann die Waffe zu, der sie auffing und wegsteckte.

Rückwärts gingen die beiden Schießer zu ihrem Wagen. Gu Domingo blieb noch stehen.

»Ist noch was?« fragte Jane Collins.

»Ja«, quetschte Domingo hervor, »Ich weiß nicht, wohin Sie fahren, aber hüten Sie sich, uns noch mal in die Quere zu kommen. Ich bin dafür bekannt, daß ich auch auf Frauen keine Rücksicht nehmen. Diesmal haben Sie Glück gehabt, Mademoiselle. Beim nächstenmal geht es bestimmt schief.«

Nach diesen Worten ging er zu seinem Wagen, warf sich in den Fond, und Sekunden später fuhr der Peugeot los.

Plummer hob die Schultern. Ray Danton hatte wieder im Fond Platz genommen. »Meinetwegen können wir weiterfahren«, sagte er. »Ich bin direkt gespannt auf Maison Bayeus.«

»Okay«, meinte Plummer. »Ich bin überstimmt und gebe mich geschlagen.«

»Na bitte«, sagte Jane lächelnd. »Nur etwas finde ich doch sehr rätselhaft.« Plummer ließ den Motor an »Irgendwie müssen wir doch alle in einer gewissen Verbindung zu dem Haus stehen. Domingo und Ray Danton zum Beispiel trennen Welten, Aber es muß etwas Gemeinsames geben.«

»Um das herauszufinden, fahren wir ja hin«, sagte die Detektivin. »Und ich schätze auch, daß wir dort noch einige Leute treffen werden.«

»Vielleicht auch den Geist der Lucille Latour«, ließ sich Ray Danton vom Rücksitz her vernehmen.

»Erzählen Sie doch keinen Mist«, knurrte George Plummer. »Geister gibt es nicht und damit basta.«

Jane Collins enthielt sich einer Antwort, denn sie wußte es besser.

***

»Das also ist Maison Bayeus«, sagte Jane Collins und stemmte ihre Fäuste in die Hüften.

Mit forschenden Blicken sah sich die Detektivin um. George Plummer war ein Stück vorausgegangen und hatte die Stirn in nachdenkliche Falten gelegt. Anscheinend fühlte er sich unwohl, und das war sogar verständlich.

Ray Danton stand neben Jane. Er betrachtete das alte Haus prüfend. »Irgendwie hat es eine komische Ausstrahlung«, meinte er und rückte seine Brille zurecht.

»Finde ich auch«, erwiderte Jane.

Die drei Menschen standen in der klaren Luft eines anbrechenden Abends. Im Westen waren Wolken aufgezogen, innerhalb von Sekunden war das klare Frühlingswetter vorbei. Es sah nach Regen aus, und ein auffrischender Wind peitschte die graublaue See. Schaumkämme glitzerten auf den Wogen.

Maison Bayeus umgab tatsächlich eine etwas beklemmende Atmosphäre. Die Mauern waren düster, alt – unheimlich. Der Zahn der Zeit hatte an ihnen genagt. Risse durchzogen das Gestein wie ein Spinnennetz. Moos wucherte in den Ritzen, oft von Efeu überdeckt. Vogelnester klebten unter den Mauervorsprüngen. Im oberen Stockwerk stand ein Fenster offen. Der Wind bewegte knarrend den Flügel.

Das Haus lag auf der Spitze eines Felskegels. Ein schmaler Serpentinenweg führte von der Straße hoch, und Jane Collins wunderte sich jetzt noch, daß der Mercedes die Strecke ohne Schrammen und Beulen überstanden hatte.

Hinter einigen Fenstern brannte schon Licht. Stimmengemurmel war zu hören. Jane vernahm nur Männerstimmen, vielleicht war sie die einzige Frau.

Der Gedanke daran bereitete ihr Unbehagen.

»Scheint eine illustre Gesellschaft zu werden«, meinte Ray Danton und deutete auf die drei Wagen, die an der Westseite des Hauses dicht am Abgrund standen und wegen Platzmangels direkt hintereinander geparkt waren. Domingos Peugeot befand sich auch darunter. Die anderen beiden waren ein Renault 20 und ein Citroën DS.

Für den Mercedes war kein Platz mehr, und deshalb ließ George Plummer den Wagen auch so stehen.

Der Waffenhändler wandte sich an Jane und Ray Danton. »Ein Empfangskomitee scheint es hier wohl nicht zu geben«, murmelte er.

»Wenn ich mir so die Bauweise des Hauses ansehe, habe ich zumindest einen Diener in Pumphosen erwartet.«

Plummer lachte über seinen Scherz, erntete aber keinen Beifall. Doch als hätte er ein Stichwort gegeben, wurde plötzlich die Tür geöffnet.

Warmer Lichtschein umspielte die Gestalt einer schon älteren Frau. Sie trug ein dunkles, bis zum Boden reichendes Kleid. Das graue Haar war kurz geschnitten, so daß es eng am Kopf anlag.

»Aber meine Lieben«, sagte die Frau, breitete beide Arme aus und kam auf die Neuankömmlinge zu. »Bitte, warum kommen Sie denn nicht herein? Sie sollen doch nicht hier…«

Die Frau stutzte. Ihr Blick war auf Jane Collins gefallen.

Sekundenlang hatte die Detektivin das Gefühl, zwei Dolche würden sie durchbohren, dann überzog wieder ein verbindliches Lächeln das Gesicht der Frau.

»Pardon, Mademoiselle, aber ich kann mich nicht erinnern, Sie eingeladen zu haben. Vielleicht ist mir auch ein Fehler unterlaufen.«

»Nein, nein, Sie haben schon recht«, sagte George Plummer. »Ich habe Miß Collins mitgebracht.«

»Sie?« Die Frau hob ihre Augenbrauen, »Aber in der Einladung stand doch ausdrücklich, daß Sie allein…«

Plummer ließ die Frau wiederum nicht ausreden. »Miß Collins ist meine Sekretärin. Wenn Sie gehen muß, dann gehe ich auch, Madame. Ich hoffe, ich habe mich klar genug ausgedrückt.«

»Entschuldigen Sie, Mister Plummer, so war es nicht gemeint. Sicherlich kann Ihre Sekretärin bei Ihnen bleiben.«

»Woher kennen Sie eigentlich meinen Namen?« fragte der Waffenhändler lauernd.

»Das werde ich Ihnen später erklären. Jetzt kommen Sie aber erst einmal ins Haus. Und Sie natürlich auch, Mr. Danton.«

Der Schriftsteller warf Jane einen undefinierbaren Blick zu. Die Detektivin hob nur die Schultern. Jane sah noch nicht ganz klar, sie wollte erst noch abwarten.

Die beiden gingen hinter der Frau und dem Waffenhändler her. Die ältere Dame hatte George Plummer untergehakt und sagte: »Ich bin Madame Millau. Den Brief haben Sie natürlich mir zu verdanken, und es wird nicht mehr lange dauern, da bekommen Sie auch eine Erklärung. Ich kann Ihnen jetzt schon verraten, Sie werden überrascht sein.«

»Ja, da bin ich mal gespannt«, flüsterte Ray Danton.

Jane Collins erwiderte nichts. Sie betraten das Haus, und Madame Millau schloß hinter ihnen die Tür. Das Geräusch hörte sich irgendwie endgültig an. Wie bei einer Grabkammer, dachte Jane.

Eine Empfangshalle nahm die Neuankömmlinge auf. Sie war prächtig ausgestattet. Auf dem Holzboden lagen echte Teppiche. Seidentapeten

schmückten die Wände. Die Fenster wurden von schweren Vorhängen eingerahmt, und an der Decke hing ein prächtiger Kristallüster, dessen kerzenförmige Birnen warmes Licht verströmten.

Unter dem Leuchter stand ein langer, rechteckiger Tisch, ähnlich wie bei den Rittern der Tafelrunde. Ein vierarmiger Leuchter mit brennenden Kerzen schmückte die Platte. Und ihr Licht fiel auf die Personen, die um den Tisch saßen.

Es waren drei. Domingos Leibwächter standen. Sie hatten ihren Boß eingerahmt.

Eine halbe Minute verging durch die schweigsame Musterung. Jane sah das Aufleuchten in den Augen der Männer, als sie erkannten, daß eine Frau mitgekommen war.

Domingo und seine Leibwächter kannten Jane. Der Rauschgiftboß blickte an der Detektivin vorbei, als wäre sie für ihn Luft. Domingo saß am Kopfende des Tisches.

Zu seiner Rechten hatte sich ein etwa dreißigjähriger Mann niedergelassen, mit braunen, lockigen Haaren und einem buschigen Schnäuzer. Das Gesicht des Mannes erinnerte Jane etwas an den Filmschauspieler Lee van Cleef, nur war es mit unzähligen Narben bedeckt. Der Mann hatte beide Hände auf der Tischplatte liegen, und Jane erkannte, daß sie mit einem buschigen Pelz schwarzer Haare bedeckt waren.

»Wollen Sie uns die Mademoiselle nicht vorstellen, Madame?« wandte sich der Mann an die Millau und verzog die Lippen zu einem Lächeln. »Ja, der Meinung bin ich auch«, erwiderte der Typ, der dem Schnauzbärtigen gegenübersaß und sich auf seinem Stuhl gedreht hatte.

Der Kerl sah aus wie ein Spießbürger, der nachts unter Decke heimlich Pornos liest. Flachsblondes, dünnes Haar, unzählige Sommersprossen im Gesicht, ziemlich korpulent und wäßrige, tückische Augen. Dabei hatte sein Gesicht den traurigen Ausdruck eines Seehundes.

»Entschuldigen Sie, Monsieur Fontaine. Aber ich war momentan ein wenig durcheinander.«

Das »Seehundgesicht« winkte, ab. »Kann ja jedem passieren, ha – ha.«

Niemand lachte über die Bemerkung. Überhaupt war die Atmosphäre steif und mit Mißtrauen geladen.

Madame Millau übernahm dann die Vorstellung. Jane erfuhr, daß der Typ mit dem Schnäuzer-Pierre Lassalle hieß und das Seehundgesicht Fontaine mit Vornamen Marcel.

Dann wurden Jane Collins, George Plummer und Ray Danton gebeten, Platz zu nehmen. Jane setzte sich Lassalle gegenüber. Der Mann bedachte sie mit Blicken, die ihr bald körperlich wehtaten. Am liebsten hätte er sie mit seinen Augen ausgezogen. Jane beschloß, sich

vor dem Kerl in acht zu nehmen.

Marcel Fontaine fuhr sich mit der Zungenspitze über die Lippen. »Was sagen Sie dazu, meine Herren, eine Frau in unserer Mitte. Wenn das kein Zündstoff ist.«

»Monsieur, Mademoiselle Collins ist meine Sekretärin«, sagte George Plummer. »Merken Sie sich das.«

»Schon gut, schon gut. Wußte ja nicht, daß Sie so empfindlich sind.«

»Und verheiratet sind Sie mit der Kleinen auch nicht, wie?« fragte Pierre Lassalle lauernd.

»Nein, sind wir nicht«, erwiderte Jane scharf. »Aber ich möchte eins klarstellen, keiner von Ihnen entspricht nur im entferntesten meinem Typ. Auch Sie nicht, Monsieur Lassalle.«

Pierre Lassalle preßte die Lippen aufeinander, und Fontaine konnte sich ein schadenfrohes Lachen nicht verkneifen. Nur Gu Domingo und seine beiden Leibwächter hatten bisher noch keinen Ton gesagt.

»Aber meine Herrschaften, ich bitte Sie, vertragen Sie sich doch. Wir werden hier wohl einige Tage wohnen, und Sie müssen miteinander auskommen«, sagte Madame Millau.

»Sie sind ja verrückt!« Wie an der Schnur gezogen, wandten sich die Köpfe der Anwesenden dem Sprecher, Gu Domingo, zu. Der Gangsterboß mit dem kantigen Gesicht hatte die Hände zu Fäusten geballt und war aufgestanden. Sein eiskalter Blick fixierte Madame Millau. »Sie glauben doch nicht, daß ich hier eine Sekunde länger bleibe als unbedingt nötig. Ich habe Geschäfte zu erledigen, und wer mich daran hindern will, bekommt eine Unze Blei verpaßt. Das nur, damit wir uns verstanden haben. Und nun rücken Sie mal raus mit der Sprache. Weshalb haben Sie uns in dieses verdammte gottverlassene Haus herbestellt?«

Madame Millau lächelte. Es war falsch wie die Zähne mancher Filmschauspielerin. »Mäßigen Sie sich, Monsieur Domingo. In wenigen Minuten wissen Sie Bescheid. Einen Augenblick, ich bin gleich zurück.«

Madame Millau deutete eine spöttische Verbeugung an und verschwand durch eine Tür.

Schweigen begleitete sie. Die Anwesenden sprachen kein Wort miteinander. Jane sah sich das Geländer der breiten Treppe an, die hinauf in das obere Stockwerk führte.

Ray Danton, der neben Jane saß, rieb seine Hände über den Stoff der Cordhose. Das schabende Geräusch klang überlaut durch die Stille.

Zwei Minuten später war Madame Millau wieder da. Sie hielt einen Kassettenrecorder in der Hand und stellte ihn mit einer behutsamen Geste auf den Tisch.

Dann blickte sie jeden Anwesenden an. Atemlose Spannung lag in der Luft. »Ich bitte Sie jetzt, genau zuzuhören«, sagte Madame Millau.

»Denn nun werden Sie den Grund Ihrer Einladung erfahren.«

Mit einem Fingerdruck betätigte Madame Millau die Taste des Recorders, Die Spulen begannen sich zu drehen. Einige kratzende Bandgeräusche waren zu vernehmen, und dann die Stimme einer Frau, »Willkommen auf Maison Bayeus, liebe Gäste. Es ist mir eine große Ehre, Sie für drei Tage bewirten zu dürfen. Ich habe lange auf Sie gewartet, genaugenommen waren es dreihundertzweiundzwanzig Jahre. An diesem Tag haben fünf Männer etwas getan, was die Rache der Hölle heraufbeschworen hat. Sie waren die Anführer einer Horde, die mich, Lucille Latour, aus dem Haus geholt und als Hexe verbrannt haben. Ja, ich war eine Hexe, die Männer wußten es. Was sie allerdings nicht wußten, war, daß ich mit dem Teufel einen Pakt geschlossen hatte. Daß ich unsterblich war. Daß irgendwann der Tag der Rache kommen würde. Und diese Zeit ist nun eingetreten. Die Jahrhunderte im Reiche der Finsternis waren nicht vertan. Ich hatte Zeit, mir meine Rache zu überlegen. Immer wieder bin ich in dieses Haus zurückgekehrt, habe die Bewohner durch die Kräfte der Hölle vertrieben, oder sie zu Mord und Brandstiftung angehalten. Ja, dieses Haus ist ein Geisterhaus, und Sie sind meine Gefangenen. Sie haben hier alles. Elektrisches Licht, das beste Essen, Sie brauchen nichts zu entbehren. Nur – werden Sie in spätestens drei Tagen tot sein.«

Marcel Fontaine sprang auf. Sein Gesicht hatte, eine tiefdunkle Farbe angenommen. Der Stuhl hinter ihm war auf den Boden gekippt.

»Das ist doch Unsinn!« brüllte Fontaine. »Schmeißt dieses verdammte Tonband gegen die Wand. Ich kann diesen Mist nicht mehr hören!«

»Setzen Sie sich hin!« Scharf wie ein Peitschenknall klang Madame Millaus Stimme. Die Frau hatte das Band gestoppt und blickte Fontaine aus eiskalten Augen an.

Fontaine sah sich unsicher um. »Sagt denn niemand etwas von euch? Ihr könnt euch doch…« Schweigen.

Fontaine zuckte die Achseln, hob seinen Stuhl auf, setzte sich wieder und vergrub das Gesicht in beide Hände. Das Band lief weiter.

Abermals schallte die gefühllose unpersönliche Stimme der Frau durch die Halle.

»Sie fragen sich bestimmt nach dem Grund Ihres Ablebens. Nun – den möchte ich Ihnen wirklich nicht vorenthalten. Die fünf Männer, die mich damals verbrannt haben, wußten von diesem Fluch. Sie lebten die restlichen Jahre ihres Lebens in Angst. Manche sind ausgewandert, nach England zum Beispiel. Sie haben Kinder gezeugt, Nachkommen gehabt, so daß sich die Geschlechter bis auf den heutigen Tag gehalten haben. Deshalb meine Einladung an Sie, Mr. Plummer, oder Sie Mr. Danton. Ihr Ahnherr war übrigens Engländer. Ein englischer Hexenjäger, der für Geld tötete. Aber auch Sie sind angesprochen, Monsieur Domingo, und Sie beide ebenfalls, Monsieur Lassalle und

Monsieur Fontaine. Ihre Namen sind mir ein Begriff, und irgendwann in den nächsten Tagen lernen wir uns einmal persönlich kennen. Denn ich möchte demjenigen, den ich töte, gern ins Gesicht sehen. Ich will mich an seinen Qualen und Todesängsten weiden, so wie sein Vorfahr sich über meinen Tod gefreut hat. Ich habe bewußt nicht gesagt, wen ich als ersten umbringe, doch es sollte jeder damit rechnen, schon in der nächsten Nacht mir von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen. Und noch etwas möchte ich Ihnen sagen. Flucht hat keinen Sinn. Ich habe um dieses Haus einen magischen Ring gelegt. Sie können wohl hinein, aber nicht mehr hinaus. So, und nun wünsche ich Ihnen eine angenehme Nacht.«

Die Stimme der Frau verklang mit einem letzten kalten Lachen.

Madame Millau stellte den Recorder ab.

Die anwesenden Personen saßen wie festgeleimt auf ihren Stühlen. Das Licht der Kerzen übergoß ihre kalkigen Gesichter mit einem gelbroten tanzenden Schein. Schweißperlen glitzerten auf den Stirnen. Kaum einer wagte zu atmen.

Eine lange Minute verstrich… Ray Danton tupfte sich den Schweiß von der Stirn. Jane Collins hatte den Blick gesenkt. Sie dachte an John Sinclair und betete, daß der Geisterjäger früh genug eintreffen würde.

Pierre Lassalle räusperte sich. Er versuchte zu lächeln, doch es wurde nur eine Grimasse.

Der einzige, der außer Jane Collins einigermaßen die Nerven behielt, war Gustav Domingo.

»Ich habe noch nie etwas für Scherze übrig gehabt«, sagte er mit heiser klingender Stimme. »Und für solche erst recht nicht, Madame Millau.«

Die Frau schüttelte den Kopf. »Es war kein Scherz, Monsieur Domingo.«

Der Rauschgiftboß lachte leise. »Ich hoffe, daß es einer war. Und zwar in Ihrem Interesse. Wir werden jetzt Ihre komische Hexe auf eine kleine Probe stellen. Mein Leibwächter Frenell wird dieses Haus verlassen, sich in den Wagen setzen, wieder hierher fahren und mich und meinen anderen Leibwächter ein – steigen lassen. Ist das klar, Madame?«

»Ich kann Sie an dieser Torheit nicht hindern, Monsieur Domingo.«

»Frenell!« Gu Domingo stand auf. »Ja, Chef?«

»Du hast gehört, was ich gesagt habe. Geh jetzt und hol den Wagen.«

Frendell senkte den Kopf. »Chef, ich…«

Domingo atmete tief ein. Dann zog er mit einer blitzschnellen Bewegung seine Pistole. Es war eine Luger. Die Mündung wies auf Frenell. »Ich sage niemals etwas zweimal, das solltest du wissen, Frenell. Und jetzt hau ab!«

Frenell warf noch einen unsicheren Blick in die Runde und ging. Er

schritt mit gesenktem Kopf. Jane Collins kam er vor wie ein Todeskandidat.

Dann war der Mann an der Tür. Seine Hand näherte sich der schweren Klinke. Die anderen hielten den Atem an. Nichts geschah. Ungehindert konnte Frenell die Tür aufziehen. Kühle Luft wehte in den Raum, ließ die Kerzenflammen flackern.

Frenell warf noch einen scheuen Blick zurück. Die Zurückgebliebenen waren aufgestanden.

»Wenn das nur gutgeht«, flüsterte Ray Danton.

»Ich glaube nicht daran«, gab Jane Collins ebenso leise zurück.

»Dann halten Sie den Mann doch auf.«

»Gegen den Befehl seines Chefs? Glauben Sie denn, ich bin lebensmüde, Ray?«

Der junge Schriftsteller schwieg. Frenell war jetzt nach draußen gegangen, tauchte ein in das verwaschene Grau der Dämmerung.

»Na bitte«, sagte Gu Domingo. »Es geschieht nichts. Man wollte uns hier zum Narren halten. Man wollte…«

Im gleichen Augenblick hörten sie den Schrei. Aus weit aufgerissenen Augen sahen die Zurückgebliebenen, was mit Frenell geschah, und das blanke Entsetzen nagelte sie auf der Stelle fest.

***

Wie eine Zeitlupenaufnahme lief der Tod des Gangsters vor ihren Augen ab.

Dieser mörderische Schrei war noch nicht verhallt, als Frenell plötzlich wie von einem Fausthieb gestoppt stehenblieb. Er warf die Arme hoch, seine Hände zuckten konvulsivisch, sein Körper spannte sich wie eine Bogensehne.

Und dann kamen die Flammen. Mit Urgewalt schossen sie vor Frenell aus dem Boden hoch, erfaßten im Nu seine Kleidung, und in der nächsten Sekunde war der Mann nur noch ein einziges Flammenbündel.

Er drehte sich wie ein Kreisel, wollte irgendwo hinlaufen, doch er brach auf der Stelle zusammen.

Jane Collins wandte sich ab. Neben ihr schluchzte Ray Danton auf. »Mein Gott, mein Gott«, ächzte er nur noch.

Fassungslos vor Entsetzen und Grauen sahen die Eingeschlossenen, wie einer aus ihrer Mitte verbrannte.

Unendlich lang kam ihnen die Zeit vor. Eine Zeit, die niemand von ihnen vergessen würde, Die Hexe hatte ihre Drohung wahrgemacht. Sie hatte grausam und unerbittlich zugeschlagen.

Die Flammen sanken zusammen. Als Jane Collins den Kopf hob, war von Frenell nichts mehr übrig geblieben. Selbst die Asche war vom Wind verweht worden.

Langsam, wie von unsichtbarer Hand geführt, schwang die schwere Holztür zu. Der Knall, mit dem sie ins Schloß fiel, weckte die anderen aus ihrer Erstarrung.

Gustav Domingo reagierte als erster. Noch immer hielt er seine Pistole in der Hand.

Wie an einem Band gezogen, flog er herum. Sein Gesicht war eine Grimasse aus Wut, Haß und Entsetzen.

»Wo ist dieses Weib?« brüllte er, sah Madame Millau mit einem wissenden Lächeln um den Mund am Rand des Tisches stehen, und da drehte der Gangsterboß durch.

»Ich werde dir den verdammten Balg voll Blei pumpen!« schrie er und begann zu schießen…

***

Gustav Domingo feuerte wie rasend. Alle sechs Kugeln jagte er aus dem Magazin, und jeden Schuß begleitete er mit einem heiseren Wutschrei. Die Explosionen schienen die Halle auseinandertreiben zu wollen, ließen die Trommelfelle der anwesenden Personen erzittern.

Doch dann geschah das Unglaubliche. Die Geschosse – alle sorgfältig gezielt – jagten durch Madame Millau hindurch, als wäre sie Luft. Nicht eine Kugel konnte ihr etwas anhaben.

Und plötzlich begannen die Konturen ihres Körpers zu flimmern, wurden schemenhaft und lösten sich von einem Augenblick zum anderen auf.

Gustav Domingo ließ die Waffe sinken. Er keuchte wie ein Asthmakranker. Mit glasigem Blick stierte er auf die Pistole. Seine Lippen bewegten sich im Selbstgespräch. Saccu, der zweite Leibwächter, stand wie ein Denkmal neben seinem Boß.

Die anderen waren ebenfalls geschockt. Die Szene glich einer Stellprobe auf der Theaterbühne.

Plummers Gesicht war kalkig, nur noch eine fahle Maske. Ray Danton schüttelte immer wieder den Kopf, und flüsterte Worte, die niemand verstand. Fontaines Mund stand offen, Speichel lag auf seinen Lippen. Pierre Lassalle hatte die Hände verkrampft und sich auf den nächstbesten Stuhl fallen lassen. Nur Jane Collins hielt sich einigermaßen. Sie war noch nicht einmal sonderlich überrascht. Die Privatdetektivin hatte die Ereignisse kommen sehen.

»Und was machen wir nun?« fragte Lassalle nach einer langen Schweigepause.

»Wir müssen uns wohl mit den Gegebenheiten abfinden«, meinte Jane und zündete sich eine Zigarette an. Dabei merkte sie, wie sehr ihre Finger zitterten.

Das kam nicht von ungefähr. Schließlich hatte Jane Erfahrung mit den Kräften der Hölle. Sie wußte, wie gnadenlos und brutal Dämonen

sein konnten. Für diese Geister gab es keine menschlichen Gefühle. Bei ihnen zählte nur das Böse, und es gab leider nur wenige Menschen, die dies wußten und sich dementsprechend verhielten.

Pierre Lassalle stieß ein blechern klingendes Lachen aus. »Sollen wir etwa hierbleiben?«

»Ja.«

»Ohne mich.«

»Sie können ja noch mal versuchen, nach draußen zu laufen«, gab Jane zurück. »Vielleicht haben Sie mehr Glück.«

Lassalle blickte die Detektivin tückisch an. »Das hätten Sie wohl gerne, wie?«

Jane hob die Schultern »Sie müssen selbst wissen, was Sie tun. Ich bin ja nicht Ihr Kindermädchen.«

Plummer mischte sich ein. »Streit hat doch keinen Sinn«, sagte der Waffenhändler mit schwacher Stimme. »Ich meine, wir müssen zusammenhalten und gemeinsam versuchen, eine Lösung zu finden.«

»Ich sehe aber keine«, sagte Ray Danton. Der Schriftsteller war ziemlich deprimiert. »Wir kämpfen ja nicht gegen Menschen, sondern gegen – was weiß ich für Wesen.«

»Das sind doch Taschenspielertricks«, sagte Lassalle und blickte sich beifallheischend um, aber niemand ging auf seine Bemerkung ein. »Und unsere forsche Blondine hier weiß auch nicht mehr weiter.« Lassalle versuchte Jane zu provozieren, doch sein Worte tropften an der Detektivin ab.

Statt dessen dachte Jane praktisch. »Also, was machen wir? Gehen wir auf unsere Zimmer? Oder verbringen wir die Nacht gemeinsam in der Halle? Ich würde vorschlagen, wir bleiben zusammen, so haben es gewisse Kräfte wenigstens schwerer. An einen einzelnen kommen sie leichter heran Ich bin sicher, daß diese Madame Millau uns beobachtet. Sie ist ein Geistwesen, für das irdische Gesetze einfach nicht gelten. Damit müssen wir leben.«

»Ich bleibe nicht in der Halle«, sagte Gu Domingo dumpf, »Saccu und ich werden uns gemeinsam ein Zimmer suchen, und wenn jemand etwas will, werden wir ihm schon die richtige Medizin zu schlucken geben.«

»Mit normalen Kugeln erreichen Sie nichts, Monsieur Domingo«, sagte Jane.

»Wissen Sie denn eine andere Möglichkeit?« fuhr der Gangsterboß die Detektivin an.

Jane atmete tief aus. Nein, sie wußte keine, womit man diese Geistwesen vernichten konnte. Aber vielleicht konnte man sich schützen. Unter Umständen durch ein Symbol des Guten.

»Haben Sie vielleicht ein Kreuz hier gesehen?« fragte Jane. »Oder hat einer von Ihnen einen silbernen, geweihten Talisman?«

Allgemeines Kopfschütteln. »Ich verlasse mich lieber auf meine Waffe«, knurrte Domingo und lud demonstrativ seine Luger nach. Er wollte nicht zeigen, wie sehr ihm die Ereignisse in die Glieder gefahren waren. Für Domingo war eine Welt zusammengebrochen. Bisher war er immer der Stärkere gewesen, doch jetzt hatte er erkennen müssen, daß es etwas gab, wo auch er nicht gegen ankämpfen konnte. Und das machte ihn verrückt.

Der Gangsterboß blickte sich noch einmal in der Runde um und stieß dann seinen Leibwächter an. »Los, Saccu, wir gehen.«

Nebeneinander stiegen die Männer die breiten Treppenstufen hoch. Auf der vorletzten Stufe wandte Domingo sich noch einmal um. »Sollte einer von euch Lust verspüren, in mein Zimmer kommen zu wollen, rate ich ihm, sich eine kugelsichere Weste anzuziehen. Ich schieße sofort.«

»Idiot«, zischte Lassalle. Er hatte aber sicherheitshalber gewartet, bis Domingo verschwunden war.

»Und wir?« fragte George Plummer. »Bleiben wir zusammen?«

»Ich gehe auch«, sagte Marcel Fontaine mit schwacher Stimme. »Mir wird diese komische Hexe schon nichts antun. Außerdem sind ja auch noch andere da.« Fontaine kicherte leise.

Plummer machte eine abwertende Handbewegung. »Ja, dann hauen Sie doch ab, verdammt.«

Fontaine schlich davon. Mit eingezogenem Kopf, wie ein geprügelter Hund. Und was keiner erwartet hatte – Pierre Lassalle schloß sich ihm an.

Vor Jane Collins blieb er noch einmal stehen. »Falls Sie mal in der Nacht Angst bekommen sollten, ich schlafe in dem Zimmer, das Ihrem genau gegenüberliegt. Ich war schon immer als großer Beschützer bekannt.«

Lassalle stand so dicht vor Jane, daß sie sein Parfüm riechen konnte. Angewidert trat sie einen Schritt zurück.

»Ich habe Ihnen doch schon einmal gesagt Monsieur. Sie sind nicht mein Typ. Und dabei bleibt es.«

Lassalle hob die Schultern. »Ach, leckt mich doch«, sagte er und stieg die Stufen zur oberen Etage hoch. »Gute Nacht auch noch!« brüllte er.

»Hoffentlich holt euch alle der Teufel, ihr miesen Printen.«

»Ein widerlicher Kerl«, sagte Jane und zog fröstelnd die Schultern hoch. »Mit dem möchte ich tatsächlich nichts zu tun haben.«

»Kann ich mir vorstellen«, sagte Ray Danton. »Aber damit ist unser Problem nicht aus der Welt geschafft. Da die übrigen gegangen sind, hat es für uns wohl auch keinen Zweck, hier unten zu bleiben.«

»Wir können ja ausmachen, daß einer dem anderen sofort Bescheid sagt, sollte etwas Unvorhergesehenes passieren.«

»Meinetwegen«, sagte George Plummer. »Aber wie ist das mit Ihnen,

Miß Collins? Haben Sie keine Angst, die Nacht allein zu verbringen? Ich will mich nicht als Beschützer aufdrängen wie Lassalle – aber Sie sind eine Frau.«

»Die sich allerdings sehr gut zu wehren weiß«, entgegnete Jane. »Es ist nicht mein erster Fall, bei dem es mit übersinnlichen Dingen zugeht.«

»Dann kann man wohl nichts machen.« Plummer trat an den Tisch und blies die Kerzen aus. »Sollen wir auch das Licht löschen?«

Jane schüttelte den Kopf. »Nein, wir lassen es auch oben im Gang brennen.«

»Ja, das wird besser sein.« Dann stiegen die drei Menschen die Treppe hoch. Eine Schicksalsgemeinschaft, die ein Zufall zusammengeführt und nun auf Gedeih und Verderben aneinander gekettet hatte.

Der Gang in der ersten Etage des unheimlichen Hauses erinnerte Jane an den Flur eines Hotels. Zu beiden Seiten gab es Zimmer. Bei den noch nicht benutzten standen die Türen offen Die Wände waren kahl. Nicht ein Bild schmückte sie. Der Gang mündete an einer Mauer. Eine Spiegelkommode stand davor.

Jane nahm das letzte Zimmer in der Reihe. Ray Danton das vorletzte und Georg Plummer das daneben.

***

Marcel Fontaine, der Mann mit dem Seehundsgesicht, warf aufatmend die Zimmertür hinter sich ins Schloß. Mit dem Rücken lehnte er sich gegen das Holz und schloß die Augen.

Der Schreck steckte ihm noch in sämtlichen Gliedern. Er hatte Angst, nackte Todesangst. Die Worte, die die Hexe gesprochen hatte, dröhnten noch wie Glockenschläge in seinen Ohren wider. Und vielleicht war er sogar das erste Opfer.

»Nein«, keuchte Fontaine. »Ich will es nicht sein! Ich will es nicht.«

Der Mann warf sich auf das Bett und trommelte mit seinen Fäusten auf das Kissen. Am liebsten hätte er geheult wie ein Kind. Denn im Grunde seines Wesens war Marcel Fontaine ein Feigling. Ja, er war feige und schwach, war immer allen Schwierigkeiten aus dem Weg gegangen, anstatt dagegen anzukämpfen.

Stimmen vom Flur her schreckten ihn hoch.

Fontaine hatte kein Licht gemacht. Er hockte auf dem Bett und lauschte.

Mondlicht fiel durch das Fenster und zeichnete einen breiten hellen Streifen über seinen Körper. Fontaine unterschied die Stimmen der Detektivin und die von Plummer und Danton. Dann fielen Türen in die Schlösser, und es wurde wieder still.

Eine Stille, die Fontaine doppelt auf die Nerven fiel. Doch plötzlich

sprang er wie von der Tarantel gestochen hoch, lief zum Schrank und wäre in der Dunkelheit um ein Haar über einen Stuhl gestolpert.

Hastig zog er die Schranktüren auf und wühlte in seiner Reisetasche. Dann hatte Fontaine das gefunden, was er gesucht hatte.

Eine Flasche Cognac. Noch nicht angebrochen.

Fontaine löste die Umhüllung des Flaschenhalses und zog den Korken heraus.

Der milde Duft des edlen Weinbrands stieg in seine Nase.

Fontaine trank direkt aus der Flasche. Wie ein Verdurstender. Als er die Flasche zum erstenmal absetzte, war sie um rund ein Viertel leerer.

Fontaine stellte sie auf den Tisch, ließ sich selbst auf einen Stuhl fallen und die Arme zu beiden Seiten der Lehne herabhängen. Den Kopf legte er in den Nacken.

Der Cognac brannte in seinem Magen wie Feuer. Fontaine mußte aufstoßen. Er hatte lange nichts mehr gegessen, und wenn er die Augen schloß, erfaßte ihn ein leichtes Schwindelgefühl.

Aber die Welt sah für ihn längst nicht mehr so schlimm aus.

Wieder nahm er einen Schluck. Mit dem Handrücken wischte er sich über den Mund und fing an zu kichern. »Geister! Wenn ich das schon höre. Da – da will uns einer einen Schrecken einjagen. Aber nicht mit mir, sage ich immer. Ich werde ach, ist ja auch egal, was ich werde…«

Fontaine nahm wieder einen Schluck, und als er die Flasche dann wieder absetzte, war sie halb leer.

Prustend stieß Fontaine den Atem aus. Er beugte sich vor und stützte sich an der Tischplatte hoch. Dabei paßte er nicht auf, stieß gegen die Flasche, und sie kippte um.

Der Cognac gluckerte aus der Öffnung und wurde von der Decke aufgesaugt. »Merde«, murmelte Fontaine. Er schaffte es erst beim zweiten Mal, die Flasche zu packen und sie wieder hinzustellen. Dan wankte er auf das Bett zu. »Geister, daß ich nicht lache. Weingeister, die gefallen mir.« Mit einem Stöhnlaut ließ sich Marcel Fontaine auf das Bett fallen. Nicht mal eine Minute später füllten seine Schnarchtöne das Zimmer, Die Zeit verstrich.

Mitternacht rückte näher.

Der Mond stand jetzt genau über dem Haus, beleuchtete es mit seinem fahlen Licht. Wolkentürme zogen vorbei. Sie sahen aus wie drohende, unheimliche Gebilde.

Keiner der Anwesenden sah Madame Millau, die durch das Haus strich und in den Keller hinabstieg. Jetzt hing keine Decke mehr über dem Spiegel.

Die finstere Beschwörung begann. Heute nacht sollte die Hexe ihr erstes Opfer finden, und der Mann, der auf der Liste stand, ahnte von nichts. Er schlief weiter und hörte nicht das Schaben, das aus dem

Schrank drang.

Die hintere Wand bewegte sich. Wie auf einer gut geölten Rolle, so lautlos glitt sie zur Seite, gab den Blick frei auf einen finsteren unheimlichen Gang.

Und dann tauchte die Gestalt auf. Sie war in ein weißes, bis zum Boden reichendes Kleid gehüllt. Die roten Haare umflossen wie ein Vlies das marmorne Gesicht.

Lucille Latour war da! Ohne ein Geräusch zu verursachen stieg die Hexe aus dem Schrank. Sie schwebte über den Boden, näherte sich unaufhaltsam dem schlafenden Marcel Fontaine.

Jetzt stand sie dicht vor dem Bett, wurde vom Mondlicht übergossen. Der Körper der Hexe war durchscheinend und gleichzeitig doch fest. Es war eine Art Plasmakörper, der zwar selbst stoffliche Dinge berühren, jedoch von anderen nicht angefaßt werden konnte. Lucille Latour war ein Geist. Aus glanzlosen Augen blickte sie auf den Schlafenden hinab. Fontaines Gesicht war entspannt, der Mund stand halb offen. Schnarchtöne drangen über seine Lippen.

Die Hexe hatte bisher die Hände vor ihrem Körper zusammengehalten, doch jetzt breitete sie die Arme aus.

Eine Kordel lag auf ihrer Handfläche! Die Hexe packte sie mit beiden Händen, prüfte ihre Haltbarkeit. Dann stieß sie den Schlafenden an.

Marcel Fontaine war sofort wach. Ruckartig setzte er sich auf.

Darauf hatte Lucille Latour nur gewartet.

Ehe Marcel Fontaine überhaupt begriff, war es schon um ihn geschehen. Die Hände der Hexe fuhren vor. Blitzschnell legte sie dem Ahnungslosen die Schlinge um den Hals.

Marcel Fontaine röchelte. Eiskalt zog die Hexe zu, trat zurück und riß den Körper mit sich.

Marcel Fontaine rutschte vom Bett. Dumpf polterte er auf den Boden, schlug mit den Armen um sich, strampelte verzweifelt mit den Beinen.

Doch die Hexe kannte kein Pardon. Marcel Fontaine mußte sterben. Lucille Latour stieß ein satanisches Kichern aus. »Der erste!« zischte sie. »Der erste in einer langen Reihe der Rache. Ihr werdet alle drankommen. Ihr werdet…«

Plötzlich stand die Hexe wie angewurzelt. Blitzschnell löste sie die Schlinge vom Hals des Toten. Auf dem Gang waren Schritte aufgeklungen. Und dann hämmerte jemand gegen die Tür.

»Monsieur Fontaine, machen Sie auf. Öffnen Sie, Monsieur Fontaine. Schnell!« Es war die Stimme einer Frau. Die Stimme von Jane Collins…

***

Irgendwann schreckte Jane Collins hoch. Sie wußte nicht, was sie geweckt hatte, aber sie war ohne Übergang hellwach.

Die Detektivin warf einen Blick auf ihre Uhr.

Zehn Minuten vor Mitternacht! Jane überlegte. Sie konnte höchstens eine Stunde geschlafen haben, und jetzt war bald die Tageswende erreicht. Mitternacht hatte schon immer eine besondere Bedeutung für die Mächte der Finsternis. Diese Stunde, in der die Menschen im ersten tiefen Schlaf lagen, nutzten die Kräfte der Hölle eiskalt aus.

Jane Collins schwang die Beine über die Bettkante. Sie hatte das unbestimmte Gefühl, daß bald irgendetwas passieren mußte.

Und da hörte sie das Scharren vor der Zimmertür.

Jane Collins hielt den Atem an. Lautlos stand sie auf.

Unendlich langsam bewegte sich die Türklinke nach unten. Doch die Tür selbst blieb zu. Jane Collins hatte abgeschlossen.

Rasch holte die Detektivin ihre Pistole aus der Handtasche. Es war eine Astra, eine sehr handliche Waffe, wie für Frauen gemacht.

Auf Zehenspitzen schlich Jane zur Tür, drehte behutsam mit der linken Hand den Schlüssel um und riß dann blitzschnell die schwere Tür auf.

Pierre Lassalle starrte die Detektivin an wie einen Geist. Er war von Janes Aktion völlig überrascht worden. Der Mann trug nur Hemd und Hose.

Jetzt, als Jane so unvermutet vor ihm stand und er den ersten Schock überwunden hatte, begann er zu grinsen.

Als Antwort stieß ihm Jane den Lauf der Astra in den Bauch.

Lassalles Grinsen erlosch. Er krümmte seinen Rücken nach außen und ächzte.

»Wollten Sie etwas von mir?« fragte Jane Collins gefährlich leise.

Pierre Lassalle ging einen Schritt zurück, um den Druck der Pistolenmündung nicht mehr spüren zu müssen. Dann wischte er sich über den Mund.

»Ja, ich dachte, Sie hätten sich meinen Vorschlag doch noch überlegt«, sagte er mit heiserer Stimme. Er gab sich einen Ruck.

»Verdammt, Jane, Sie sind eine Rassefrau, und ich bin kein Eisblock. Wir könnten uns zusammentun. Wir sitzen doch alle in einem Boot. Stecken Sie das Ding weg und kommen Sie mit. Wir beide werden uns bestimmt schon amüsieren.« Jetzt grinste Lassalle wieder.

Jane Collins roch die Fahne des Mannes. Lassalle hatte getrunken. Sein schwarzes Haar war nicht gekämmt, lag wirr am Kopf, und in seinen Augen glühte ein Funke, den Jane bei Männern schon mehr als einmal gesehen hatte.

»Reden Sie nur nicht weiter«, flüsterte Jane. »Ich warne Sie jetzt zum letztenmal, Lassalle. Gehen Sie wieder auf Ihr Zimmer, und lassen Sie mich…«

Jane Collins sprach nicht weiter. Aus dem ihr gegenüberliegenden Zimmer hörte sie seltsame Geräusche und dann einen dumpfen Fall.

Augenblicklich hatte sie Lassalle vergessen.
»Wer schläft dort?«, herrschte sie den Franzosen an.
Lassalle, der die Geräusche ebenfalls vernommen hatte, sagte mit schwacher Stimme. »Fontaine. Aber Sie glauben doch nicht…«
»Was ich glaube, spielt keine Rolle.« Jane war mit drei schnellen Schritten an der bewußten Tür und schlug gegen das Holz.
»Monsieur Fontaine, machen Sie auf! öffnen Sie, Monsieur Fontaine. Schnell!«
Fontaine gab keine Antwort. Jane rüttelte an der Klinke, doch die Tür war verschlossen. Aber ihre Astra hielt die Detektivin noch immer in der Hand.
Sie zielte kurz und zog zweimal den Stecher durch. Die Schüsse krachten ohrenbetäubend in dem schmalen Flur. Dort, wo das Schloß saß, splitterten Holzfetzen.
Die anderen unfreiwilligen Gäste kamen aufgeschreckt aus ihren Zimmern.
Jane Collins trat wuchtig gegen die Tür. Krachend flog sie auf und knallte im Innern des Zimmers gegen die Wand.
Jane Collins sprang in den Raum. Im Flur schrien jetzt alle durcheinander. Saccu fuchtelte sogar mit einer Maschinenpistole herum. Doch das sah und hörte Jane Collins nicht. Sie hatte nur Augen für Marcel Fontaine, der auf dem Boden lag. Sein Gesicht war verzerrt. Gebrochen starrten die Augen gegen die Decke.
Jane Collins sah mit einem Blick, daß dem Mann nicht mehr zu helfen war.
Sie hetzte in das kleine Bad, knipste das Licht an.
Der Raum war leer. Der oder die Mörderin war bereits verschwunden. Aber wo?
Jane ging wieder zurück in den Livingroom.
Ratlos standen die übrigen Männer um die Leiche herum. Alle blickten Jane Collins an, die nur mit den Schultern zucken konnte.
»Tut mir leid«, sagte sie mit schwacher Stimme. »Wir sind zu spät gekommen.«
Domingo fuhr sich mit seinem Zeigefinger unter den Hemdkragen. »Jetzt hat es also den ersten erwischt«, sagte er mit kratziger Stimme. Und plötzlich schrie er los: »Aber verdammt noch mal, wer wird der nächste sein? Ich etwa – oder du, Saccu?«
Niemand gab eine Antwort. Domingo wischte sich mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn. »Noch einen Tag in diesem Haus, und ich werde irre.« Doch plötzlich hellte sich sein Gesicht auf. »Ach, was sind wir doch Idioten. Wofür gibt es denn eine Polizei? Die Bullen müssen uns hier herausholen.«
Jane Collins lachte spöttisch. »Das sagen ausgerechnet Sie. Aber wie wollen Sie die Polizei denn benachrichtigen?«

»Es gibt doch Telefon.«
»Haben Sie hier eins gesehen?«
»Nein – aber…«
»Sehen Sie, Monsieur Domingo. So einfach ist das nicht. Ich habe mich auch schon nach einem Apparat umgesehen und keinen gefunden. Wir müssen schon ohne auskommen.«
»Wir könnten ja noch mal versuchen zu fliehen. Oder einer von uns übernimmt die Aufgabe.«
»Und wer, bitte?« fragte George Plummer. »Vielleicht melden Sie sich freiwillig.«
Domingo schüttelte den Kopf. »Wieso ich? Ich habe nur den Vorschlag gemacht. Am besten, wir losen es aus.«
»Nein«, sagte Jane Collins. »Gar nichts wird gemacht. Wir warten den nächsten Tag ab.«
»Und Sie glauben, dann erginge es uns besser? Außerdem haben wir schon den nächsten Tag«, höhnte Domingo, »Ich glaube tatsächlich, daß es uns dann bessergeht, Monsieur. Ich habe nämlich von der Fähre aus mit einem Bekannten telefoniert, der sich in gewissen Sachen besser auskennt als wir. Er wird heute hier eintreffen.«
Die Männer blickten Jane ungläubig an. Auch auf Ray Dantons und George Plummers Gesichtern zeigte sich Überraschung.
»Wer soll denn dieser Wunderknabe sein?« fragte Pierre Lassalle.
»Ein gewisser John Sinclair. Er ist übrigens Oberinspektor bei Scotland Yard.«
»Ein Bulle!« kreischte Domingo und schlug sich mit der flachen Hand auf den Schenkel. »Ausgerechnet.«
Jane Collins lachte spöttisch. »Vor wenigen Minuten waren Sie noch dafür, die Polizei zu holen. Aber keine Angst, Oberinspektor Sinclair wird sich schon nicht um Ihre Geschäfte kümmern. Er hat ganz andere Sorgen.«
»Wir werden ja sehen«, antwortete Domingo knurrend. »Was machen wir denn mit der Leiche?« fragte George Plummer und zeigte auf den Toten.
»Begraben können wir ihn nicht«, meinte Jane. »Wir wickeln ihn in eine Decke und legen ihn ins Bad.«
Keiner der Männer machte Anstalten, dem Vorschlag zu folgen.
»Soll ich das allein machen?« fragte Jane höhnisch. »Feine Kavaliere sind Sie.«
»Tut mir leid«, sagte Ray Danton, der junge Schriftsteller. »Aber ich bin dabei.«
Schließlich erklärten sich auch noch Plummer und Saccu bereit. Nur Domingo hatte damit nichts zu schaffen, und auch Lassalle, der große Draufgänger, hielt sich lieber im Hintergrund.
Nachdem die Leiche im Bad verschwunden war, beschloß man, den

Rest der Nacht doch gemeinsam in der Halle zu verbringen.

Wenige Minuten später hatten sich wieder alle dort unten versammelt. Sie stellten die Stühle zusammen und bauten sich provisorische Sitz- und Liegegelegenheiten.

Eine halbe Stunde verging. Jede Sekunde wurde vom Ticken einer alten Standuhr begleitet.

Und plötzlich stand sie mitten in der Halle.

Madame Millau, die unheimliche Alte! Gustav Domingo hatte sie zuerst entdeckt und fuhr mit einem Schrei von seinem Stuhl hoch.

»Das war Nummer eins«, sagte die Alte mit klirrender Stimme. »Nummer zwei folgt in der nächsten Nacht.«

Noch in der gleichen Sekunde löste sich die Frau auf. Sie hinterließ Grauen und Angst…

***

Der silbermetallicfarbene Bentley schnurrte über die Straßen der nördlichen Normandie.

Hinter dem Lenkrad saß Oberinspektor John Sinclair, von seinen Freunden auch scherzhaft Geisterjäger genannt.

John war praktisch als Privatmann gekommen, ohne einen offiziellen Auftrag in der Tasche. Er wußte aber aus Erfahrung, daß eine Frau wie Jane Collins nicht umsonst die Pferde scheu machte. Es mußte schon ein triftiger Grund vorgelegen haben, daß sie überhaupt bei John angerufen hatte. Jane dachte immer nüchtern und praktisch und bemühte sich sehr, mit ihren Problemen allein fertig zu werden.

Der Geisterjäger war schon in den frühen Morgenstunden losgefahren und hatte die erste Fähre genommen. Er wollte nachmittags bereits auf Maison Bayeus sein und fuhr dementsprechend zügig. Leider wußte er nicht genau, wo sein Ziel lag, aber schließlich hatte er ja einen Mund, um zu fragen.

John Sinclair befand sich nicht zum erstenmal in dieser Gegend. Er erinnerte sich noch gut an das Abenteuer mit Sourette, dem unheimlichen Magier, das ihn ebenfalls in die Provinz Calvados geführt hatte.

Die Landschaft gefiel John Sinclair. Die sanften Hänge und dichten Wälder übten auf John einen eigenartigen Reiz aus. Und natürlich schmeckte ihm auch der Apfelschnaps, der hier gebraut wurde und weltbekannt war. Dazu kam der frische Meerwind, der die Luft stets reinigte und sie mit einem eigentümlichen Salzgeschmack anreicherte.

Es gab nur wenige kleine Dörfer in dieser Gegend. John wollte aber später einen Ort anfahren, um sich genau nach seinem Ziel zu erkundigen.

Er fuhr von der Staatsstraße ab und hielt sich in Richtung Norden, rollte jetzt praktisch auf die Halbinsel Cotentin zu, die sich wie ein

breiter Finger in das Meer schob.

John Sinclair war ein Mann, der nichts auf die lange Bank schob, sondern sofort reagierte. Der jetzt schon Jahre dauernde Kampf gegen die Mächte der Finsternis hatte ihn gelehrt, schnell und unkompliziert zu handeln. Und seine Erfolge im Kampf gegen Dämonen und Geister kamen nicht von ungefähr.

John war trotz seiner vierunddreißig Jahre schon Oberinspektor. Der jüngste beim Yard übrigens, worüber sich manche Kollegen sehr ärgerten. Aber das machte John nichts mehr aus, schließlich hatte er sich ja nicht selbst befördert.

Auf der Straße herrschte so gut wie kein Verkehr. Manchmal kamen John ein paar Trecker entgegen, auch mal ein Pferdefuhrwerk oder ein alter Lieferwagen Eine weitere Stunde verrann, und der Geisterjäger beschloß, im nächsten Dorf anzuhalten, um nach dem genauen Weg zu fragen. Laut Karte konnte er nicht mehr weit von seinem Ziel entfernt sein.

Einige am Straßenrand liegende Gehöfte kündeten das Nahen einer Ortschaft an.

Und dann tauchte auch schon das Schild auf.

Brachè las der Oberinspektor. Er verringerte die Geschwindigkeit, hielt nach einem Gasthaus Ausschau und stoppte schließlich vor einer windschiefen Hütte, über deren Eingangstür das Schild »Bar« hing.

John stieg aus und betrat die »Bar«. Ein düsterer, muffig riechender Raum nahm ihn auf. An einer alten Theke hockten zwei Männer mit Schirmmützen auf den Köpfen und redeten mit dem Wirt.

Alle drei Gesichter wandten sich dem Oberinspektor bei seinem Eintritt zu.

John grüßte und bestellte sich ein Mineralwasser. Er sprach ein lupenreines Französisch. John nahm einen Schluck, und ehe sich der Wirt wieder wenden konnte, hielt ihn John mit einem Ruf zurück.

»Sagen Sie, Monsieur, wie komme ich am besten zum Maison Bayeus?«

Der Wirt erschrak und ging unwillkürlich einen Schritt zurück, bis er mit dem Rücken gegen den hinteren Tresenaufbau stieß. Auch die beiden anderen Männer waren still und ihre Gesichter blaß geworden, John lächelte. »Pardon, aber habe ich etwas Falsches gesagt?«

Der Wirt schüttelte den Kopf, so daß sein dunkler Schnäuzer wackelte. »Das nicht, Monsieur. Ich weiß, Sie sind nicht von hier, aber ich gebe Ihnen den guten Rat, nicht dorthin zu fahren.«

»Und warum nicht?«

»Dort…« Der Wirt knetete verlegen seine Finger. »Dort soll es spuken. Oder gehören Sie etwa zu den Leuten, die gestern angereist gekommen sind?«

»So in etwa.« John wich einer direkten Antwort aus.

»Fahren Sie trotzdem lieber wieder weg, Monsieur. Diese Männer sind verflucht, glauben Sie mir. Sie werden dort oben ihr Grab finden. In dem Haus spukt es.«

John hob die Schultern. »Ich glaube nicht an Geister«, erwiderte er leichthin, gegen seine Überzeugung. Dann gab er noch eine Runde Calvados aus, ließ sich den genauen Weg beschreiben und verließ das Gasthaus.

»Den sehen wir nicht wieder«, sagte der Wirt mit dumpfer Stimme, und die beiden Gäste nickten bestätigend.

John Sinclair saß schon wieder in seinem Bentley und ließ das kleine Dorf hinter sich.

Er mußte jetzt aufpassen, denn nach etwa drei Meilen zweigte ein schmaler Weg von der Straße ab. Der Weg führte in Serpentinen zwischen den Klippen hoch zum Haus hin. So war es John wenigstens gesagt worden.

Die Landschaft hatte sich verändert. Die felsige Steilküste der Halbinsel ragte vor John auf. Seevögel kreisten über den Klippen und stießen krächzende Schreie aus.

Dann kam die Abzweigung. John sah sie und tippte gleichzeitig auf die Bremse. Eine ältere Frau stand auf der Straße und sah dem Wagen entgegen John ließ die Seitenscheibe heruntersurren. »Wollen Sie mitgenommen werden?« fragte er. »Ich fahre leider nur zum Maison Bayeus.«

»Da wollte ich hin, Monsieur.«

»Dann steigen sie ein.« Die Frau setzte sich auf den Beifahrersitz. Ihre Haare waren grau und kurz geschnitten, erinnerten John an einen Helm. Der Oberinspektor wunderte sich, daß die Frau nur ein einfaches Kleid trug, schließlich war es recht kühl, und die Sonne wurde meistens von dicken Wolken verdeckt.

»Wohnen Sie auf Maison Bayeus?« fragte John Sinclair. Vorsichtig rangierte er seinen Bentley auf den schmalen, steil nach oben führenden Weg.

»Gewissermaßen«, lautete die Antwort.

»Dann haben Sie doch sicherlich von den Gästen gehört, die sich dort aufhalten sollen«, vermutete John.

»Das habe ich. Aber wieso? Gehören Sie etwa auch dazu, Monsieur?«

»Eigentlich nicht. Aber eine Bekannte von mir ist dort. Sie hatte mich kurz vor Ihrer Abreise angerufen, und da ich in Frankreich zu tun hatte, habe ich ihr versprochen, sie einmal zu besuchen.«

»Ist Ihre Bekannte blond?« fragte die ältere Frau.

»Ja. Sie kennen sie?«

»Natürlich, ich wohne ja schließlich dort. Ich bin quasi das Mädchen für alles, wissen Sie? Ich muß mich um das Wohl der Gäste kümmern.«

»Interessant«, sagte John. Er mußte sich jetzt konzentrieren, denn vor ihm lag eine scharfe Linkskurve.

Die Frau hockte unbeweglich auf dem Sitz und beobachtete den Oberinspektor von der Seite. Ein teuflisches Lächeln, hatte sich in ihre Mundwinkel gekerbt.

Sie hatte gewußt, daß John kommen würde. Sie hatte die Worte vernommen, die Jane Collins in der Nacht gesprochen hatte. Madame Millau hatte dann in aller Ruhe ihre Vorbereitungen treffen können.

Von der Polizei sollte dieser Mann sein. Er sah aus wie ein junger Managertyp, doch Madame Millau schätzte diesen jungenhaft wirkenden blondhaarigen großen Mann als ziemlich gefährlich ein. Er gehörte zu der Sorte von Männern, die genau wußten, was sie wollten.

»Noch zwei Kurven, dann haben Sie es geschafft, Monsieur«, sagte die Millau.

»Hoffentlich.« John lachte. »Ich heiße übrigens John Sinclair und bin Engländer. Wir werden uns ja wahrscheinlich jetzt öfter sehen.«

»Das kann durchaus möglich sein«, erwiderte Madame Millau, ohne allerdings ihren Namen zu nennen.

Als John aus dem linken Fenster sah, konnte er bereits den Giebel des Hauses sehen. Ein paar Sonnenstrahlen waren hinter den Wolken hervorgekrochen und brachen sich blitzend im Lack des Bentley.

Noch eine Kurve, dann hatte John es geschafft.

»Das war ja eine Quälerei. Ich…« Dem Geisterjäger blieben die weiteren Worte im Hals stecken. John Sinclair traute seinen Augen nicht mehr.

Die Frau, die eben noch auf dem Beifahrersitz gesessen hatte, war verschwunden…

***

John Sinclair würgte vor Schreck den Motor ab. »Das gibt’s doch nicht«, flüsterte er und wischte sich über die Augen.

Doch das Bild blieb. Die Alte war verschwunden.

John Sinclair stieg aus. Hoch türmten sich zu beiden Seiten des Weges die kantigen Felswände. Es gab keinen Spalt, keine Lücke, worin die Frau hätte verschwinden können. Aber John hatte sie ja auch nicht aussteigen gehört, folglich mußte es sich bei der Alten um ein Geistwesen gehandelt haben, das sich von einem Augenblick zum anderen entmaterialisieren konnte.

Der Geisterjäger zündete sich eine Zigarette an. Zweimal blies ihm der Wind die Flamme aus. Das war schon ein richtiger Empfang gewesen, dachte John. Anscheinend hatte Jane Collins noch untertrieben. John wußte aber auch, daß die Leute im Dorf mit ihrer Warnung recht gehabt hatten.

Doch der Teufel persönlich hätte John Sinclair nun nicht mehr

abschrecken können. Der Geisterjäger hatte Blut gewittert und nahm jetzt wie ein Spürhund die Fährte auf.

John blickte hinauf zu dem düster wirkenden Himmel. Er hatte eine graue Färbung angenommen, obwohl bis zum Einbruch der Dunkelheit noch einige Zeit war. Die Sonne war verschwunden. Der Wind hatte aufgefrischt und fegte bizarre Wolkenberge von Westen kommend auf das europäische Festland zu. Staub wehte durch die Luft, wurde als nie abreißender Schleier gegen die Felsen gefegt.

John Sinclair trat die Zigarette mit dem Absatz aus und setzte sich wieder hinter das Lenkrad. Im zweiten Gang fuhr er weiter. Noch zwei scharfe Kehren, dann hatte er es geschafft.

Wie auf einem Präsentierteller lag Maison Bayeus vor ihm. Es stand auf einem schmalen Plateau, das die Spitze des Felsens abflachte.

John ließ das Panorama des Hauses einige Augenblicke auf sich einwirken.

Hinter sämtlichen Fenstern brannte Licht. John sah die Umrisse einiger Personen wie Scherenschnitte hinter den Scheiben auf und abgehen. An sich war Maison Bayeus ein normales Haus, sah man einmal von dem Alter ab. Trotzdem ging von ihm eine unerklärliche Drohung aus, die bei John Sinclair eine leichte Gänsehaut erzeugte. John hatte im Laufe der Zeit bestimmte Ahnungen für Gefahren, hatte gewissermaßen einen sechsten Sinn entwickelt, der ihn auch hier nicht im Stich ließ. Vielleicht steckte ihm aber auch das Verschwinden der alten Frau noch zu sehr in den Knochen.

John ließ seinen Bentley kurzerhand an der Zufahrt des Weges stehen, da er auf dem Plateau keinen geeigneten Parkplatz fand. Der Geisterjäger stieg aus und nahm seinen kleinen Handkoffer vom Rücksitz.

Dumpf knallten die beiden Wagentüren ins Schloß. Tief atmete John die Luft ein. Der Wind fegte durch seinen blonden Haarschopf. Tief unten rauschte die Brandung gegen den Fels, schäumte die Gischt Ein wenig zögernd ging John auf das Haus zu. Sicherlich war seine Ankunft schon bemerkt worden, und er wunderte sich, daß Jane nicht zur Begrüßung herauskam.

Doch da wurde die breite Eingangstür geöffnet. Ein Flügel schwang zurück, und im aus dem Haus fallenden Lichtschein stand Jane Collins.

John lachte. Er war erleichtert, daß er Jane gesund wieder sah. Insgeheim hatte er sich schon Sorgen gemacht. »John!« Die Privatdetektivin winkte. Sie trug enge Jeans, einen roten T-Shirt und darüber eine Jeansjacke.

John ging schneller und schloß Jane Collins in die Arme, um ihr auf beide Wangen einen Begrüßungskuß zu drücken.

»Girly, ich freue mich«, sagte der Geisterjäger lächelnd, wurde aber

sofort wieder ernst, als er in Janes Gesicht sah.
»Was ist passiert?«
»Das erzähle ich dir gleich, John, komm erst einmal ins Haus.«
Der Oberinspektor folgte Jane Collins, die noch einmal zurückging und die Tür schloß.
»Ich bin ja so froh, daß du gekommen bist, John«, sagte sie flüsternd und faßte Sinclairs Arm.
Sie gingen weiter in die Halle hinein. John wurde gemustert wie ein Rekrut von seinem Feldwebel.
Der Geisterjäger besaß genügend Menschenkenntnis, um zu erkennen, daß er hier verschiedenen Menschentypen gegenüberstand. Aber etwas hatten die Männer alle gemeinsam.
Die nackte Angst leuchtete aus ihren Augen.
Jane Collins stellte den Oberinspektor vor. Die Männer nickten schweigend, nur Gu Domingo konnte sich nicht verkneifen zu sagen: »Ein Bulle hat uns gerade noch gefehlt. Aber ihm ergeht es ja auch nicht besser als uns.«
John Sinclair blieb weiterhin freundlich. »Darf ich fragen, was Ihre Worte genau zu zu bedeuten haben?«
Domingo verzog das kantige, jetzt blaß wirkende Gesicht zu einem schiefen Grinsen. »Hat Ihnen das Ihre Puppe noch nicht gesagt? Wir sind doch hier in dem verdammten Bau eingeschlossen. Wir kommen nicht raus, aber Sie sind ja der große Wundermann und sollen uns helfen.«
John blickte die Privatdetektivin an. »Stimmt das, Jane?«
»Ungefähr, aber ich werde es dir jetzt erklären, wenn das Thema schon mal angeschnitten worden ist.«
»Gut«. John setzte sich an den langen Tisch und trank ein Glas Rotwein, während Jane Collins harrgenau berichtete. Sie wurde von den anderen Männern mit keinem Wort unterbrochen.
»So und nicht anders sieht es also aus, John«, sagte sie zum Schluß. »Nun weißt du alles.«
John Sinclair runzelte die Stirn. »Jetzt verstehe ich auch, wieso die Alte verschwinden konnte. Am wichtigsten ist natürlich dieser magische Ring. Ihn müßten wir zuerst brechen.«
»Schaffst du das denn?« In Janes Augen leuchtete ein Hoffnungsschimmer.
»Kaum«, erwiderte John Sinclair. »Ich weiß nicht, welch ein Zauber verwendet worden ist. Diese Information brauche ich, um den entsprechenden Gegenzauber anzuwenden.«
»Da sieht man es wieder. Der Supermann schafft auch nichts.« Domingo hatte diese Worte gesagt und spie vor John Sinclair aus. John blieb weiterhin ruhig, doch in seinen Augen blitzte es gefährlich. »Ich halte es Ihrer momentanen Erregung zugute, daß Sie dieses

Benehmen an den Tag legen, Monsieur Domingo.«
Domingo explodierte. »Du eingebildeter Affe«, schrie er mit hochrotem Gesicht. »Ich glaube, ich muß dich erst mal auf die richtige Größe zurechtstutzen.« Seine Pranke riß John an der Schulter zurück. Der Oberinspektor kippte mit dem Stuhl um, kam aber durch eine geschmeidige Rolle rückwärts wieder auf die Beine, und ehe sich Domingo versah, krachte Johns Faust gegen sein kantiges Kinn.
Anscheinend hatte der Geisterjäger die schwache Stelle des Gangsterbosses erwischt. Domingo wurde zurückgefegt, segelte über den Tisch, riß die Weinflasche und einige Gläser mit und krachte auf der anderen Seite des Tisches zu Boden, wo er erst einmal liegenblieb.
Saccu versuchte jetzt die Ehre seines Bosses zu retten. Beide Hände verschwanden unter dem Jackett. Saccu trug zwei Pistolen in einem Schulterkreuzgurt.
John reagierte in bester Kung-Fu-Manier. Er lag plötzlich waagrecht in der Luft, streckte seine Beine aus, und dann knallten die Absätze gegen die Brust des Leibwächters.
Saccu hatte die Waffen nicht einmal halb aus den Holstern. Wie eine Kanonenkugel flog er durch den halben Raum, ruderte hilflos mit den Armen und krachte schließlich gegen die Pendeluhr, die unter seinem Gewicht zerbrach und über den Schießer kippte. Pendel, Uhrwerk und Kasten begruben den Mann unter sich, der seinen Geist für einige Zeit erst mal aufgegeben hatte. John wischte sich über die Stirn.
»Tut mir leid«, sagte er zu den anderen gewandt, »so hatte ich mich nicht einführen wollen. Ich hoffe, Sie geben jetzt Ruhe, Monsieur Domingo.«
Der Gangsterboß zog sich mit schmerzverzerrtem Gesicht, und glasigem Blick in den Augen an der Tischkante hoch. »Sie haben gewonnen, Sinclair«, keuchte er.
Dann drehte er sich um und verschwand im Hintergrund der Halle, um sich dort in einen Sessel zu werfen. Um Saccu kümmerte er sich nicht.
»Ich bin froh, daß Sie es diesem Mann mal gezeigt haben, Mister Sinclair«, sagte George Plummer. »Er hatte sich am wenigstens von uns in der Gewalt.«
John winkte ab. »Solche Typen kenne ich zur Genüge. Jetzt aber was anderes. Ich möchte gern mal das Zimmer sehen, wo dieser Mord geschehen ist. Irgendwie muß die Hexe ja in den Raum gekommen sein.«
»Durch Materialisation, nehme ich an«, sagte Jane Collins.
»Möglich. Aber vielleicht gibt es auch einen geheimen Gang. In diesem Haus muß man mit allem rechnen.«
»Okay, John, ich bringe dich hin«, sagte die Detektivin.
John und Jane gingen die breite Treppe hoch. An der Wand hingen

allerlei Waffen. Hellebarden, Schwerter, Degen und Dolche. Die Waffen waren gepflegt und hatten noch keinen Rost angesetzt. Die Wände des oberen Flures dagegen waren kahl. Hier zweigten nur die einzelnen Zimmertüren ab.

»Für dich muß es doch schrecklich gewesen sein«, sagte John.

Jane nickte. »Das kannst du laut sagen. Bis auf Domingo und Lassalle sind die Männer eigentlich in Ordnung. Sie haben auch die Nerven behalten. Natürlich sind wir überreizt, aber was willst machen?«

Jane war vor der Zimmertür stehen geblieben. »Abschließen konnten wir nicht. Ich habe das Schloß zerschossen«, sagte sie. »Die Leiche liegt im Bad. Wir haben sie in eine Decke gerollt.«

John betrat das Zimmer und machte Licht.

Dann ging er ins Bad, während Jane Collins zurückblieb.

Der Tote lag neben der Dusche. John zog die Decke weg und entdeckte die Würgemale am Hals der Leiche. Sie waren tief ins Fleisch eingeschnitten, mußten von einer dünnen Schnur oder Kordel stammen.

John deckte die Leiche wieder zu. »Jane, ich möchte noch das Zimmer durch…« John hatte während er die Worte sagte, das Bad wieder verlassen und blieb abrupt stehen.

Jane Collins war verschwunden. Der Geisterjäger runzelte die Stirn. »Jane!« rief er. »Melde dich, zum Teufel!«

Wieder keine Antwort. John drehte sich um die eigene Achse und plötzlich verlöschte das Licht. John Sinclair blieb stehen. Noch in der gleichen Sekunde knallte die Tür zu.

Der Oberinspektor fühlte, wie ein eiskalter Finger seinen Rücken hinunterfuhr. Er wußte, daß ihm die erste Auseinandersetzung mit den Mächten der Finsternis bevorstand.

Schwach nur drangen die Rufe der übrigen Männer von unten aus der Halle her an seine Ohren.

John war mit zwei Sätzen an der Tür, wollte sie aufreißen, doch sie war verschlossen.

»Verdammt«, fluchte der Oberinspektor, tastete nach seiner Pistole, als er in seinem Rücken ein Geräusch hörte. Der Geisterjäger wirbelte herum. Beide Fensterflügel sprangen auf. Ein eiskalter Windstoß fauchte in das Zimmer, packte John und schüttelte ihn durch.

»Jooohhhn…« Ein verzweifelter, verwehender Ruf drang an seine Ohren. Er war draußen aufgeklungen, irgendwo auf den Klippen. Aber der Oberinspektor hatte die Stimme erkannt.

Sie gehörte Jane Collins. Gegen den Wind gestemmt, kämpfte er sich bis zum Fenster vor, beugte sich über die Brüstung.

Da sah er Jane Collins. Sie stand auf einer Felsklippe und ruderte verzweifelt mit beiden Armen. Ihr langes blondes Haar wehte wie eine Fahne im Wind.

»Jooohhhnnn! Hilf mir, John! Komm her, ich kann nicht mehr!«
Für den Geisterjäger gab es kein Halten mehr. Er schwang beide Beine auf das schmale Fensterbrett, entdeckte einige Ritzen und Spalten im Mauerwerk, wo er einigermaßen Halt finden konnte.
Der Wind hatte noch zugenommen, fegte unter Johns Jackett und bauschte es auf.
Der Geisterjäger biß die Zähne zusammen. Er mußte Jane Collins helfen. Koste es, was es wolle.
John Sinclair schwang das rechte Bein nach draußen. Er mußte sich dabei drehen und konnte deshalb nicht sehen, wie sich die Gestalt auf den Klippen auflöste und dafür eine andere entstand, die das Gesicht und den Körper der Madame Millau annahm.
Die Alte lachte teuflisch. Nur noch Sekunden, dann würde John Sinclair in der magischen Falle verbrennen…

***

Urplötzlich spürte Jane Collins die Hand auf ihrer Schulter. Kalte, harte Finger drückten zu, zogen die Privatdetektivin herum.
Jane Collins erstarrte. Sie blickte genau in das Gesicht von Madame Millau.
Sie hatte die Alte nicht ins Zimmer kommen hören. Nicht der geringste Laut hatte sie verraten. Madame Millau war einfach dagewesen. Eine Geistererscheinung, für die Mauern und Grenzen nicht existierten.
Die Alte lächelte satanisch. Von ihren Augen ging ein unauslöschbarer Zwang aus, und obwohl Jane der Frau erst Sekunden gegenüberstand, kam es ihr vor, als wären es Minuten. Jane konnte nicht anders. Sie geriet völlig unter den Bann der Unheimlichen.
Willig folgte sie Madame Millau nach draußen auf den Gang. Jane spürte wie ihr eigener Wille erlosch. Sie sah nur die Augen und spürte die Kraft, die mittlerweile völlig ihren eigenen Willen beherrschte.
Und dann hatte sie auf einmal das Gefühl zu schweben. Vor ihren Augen tanzte eine sich drehende farbige Spirale, die Jane mit einer ungeheueren Kraft in sich hineinzog.
Unbewußt streckte die Detektivin die Arme aus, als wolle sie sich irgendwo festhalten.
Doch da gab es nichts. Der Boden fiel Jane entgegen, so kam es der Detektivin jedenfalls vor. Sie hörte noch, wie eine Männerstimme ihren Namen rief, aber das mußte bereits unendlich weit weg sein.
In der nächsten Sekunde sank Jane Collins bewußtlos zusammen. Verkrümmt blieb sie auf dem Boden liegen.
Madame Millau stieß ein triumphierendes Lachen aus, und im gleichen Atemzug löste sie sich auf wie ein Nebelstreifen unter den Strahlen der Sonne…

***

Sekundenlang waren die fünf Männer unten in der großen Halle vor Entsetzen gelähmt. Die plötzliche Finsternis war wie ein Schock über sie hereingebrochen.

Nur Saccu bekam alles noch nicht richtig mit: Er schälte sich gerade unter den Trümmern der Standuhr hervor. Doch dann schrien die Männer durcheinander. Die plötzliche Dunkelheit hatte ihren Nerven den Rest gegeben.

»Licht!« brüllte Pierre Lassalle. »Verdammt noch mal, ist denn hier niemand, der Licht macht?«

Bis sich die Augen der Anwesenden an die Dunkelheit gewöhnt hatten, dauerte es einige Zeit. Zeit, die Ray Danton nutzen wollte. Er hatte sich als einziger noch in der Gewalt. In Sekundenbruchteilen schossen ihm Gedanken und Vermutungen durch den Kopf. Diese plötzliche Finsternis mußte eine Ursache haben. Eine unnatürliche, das stand für Danton fest. Und wahrscheinlich hatte es mit Jane Collins und diesem Oberinspektor zu tun.

Während die übrigen Männer nach Kerzen suchten und die ersten Feuerzeuge aufklickten, hetzte Ray Danton in Richtung Treppe. Er stieß sich an irgendeinem Gegenstand die linke Hüfte, achtete jedoch nicht darauf, sondern rannte weiter, stolperte über die erste Stufe, fing sich im letzten Moment noch am Geländer und jagte mit langen Sprüngen die übrigen Stufen hoch.

Die Angst um Jane Collins trieb den jungen Schriftsteller voran. Obwohl er die Frau erst seit kurzer Zeit kannte, empfand er doch so etwas wie Zuneigung für sie, und der Gedanke, ihr könnte etwas passiert sein, war für ihn schrecklich.

Ray Danton streifte mit der Schulter die an der Wand hängenden Waffen.

Sie klirrten gegeneinander. Das Geräusch brachte den Schriftsteller auf eine Idee. Kurzentschlossen packte er zu und hielt im nächsten Augenblick einen Degen in der Hand. Eine lächerliche Waffe gegen Geister oder Dämonen, aber Ray Danton gab sie für den Augenblick das Gefühl von Sicherheit und Schutz.

Ray Danton erreichte den Flur. Sein Atem ging keuchend. Er wußte, wo das Zimmer lag, in dem sie die Leiche gefunden hatten. Mit ein paar Schritten hatte er die Tür erreicht. Er sah das zersplitterte Schloß und die Klinke, die nach unten hing.

Ray Danton riß die Tür auf. Er konnte nicht ahnen, daß sie noch vor wenigen Sekunden verschlossen gewesen war, und daß der junge junge Schriftsteller einfach Glück gehabt hatte.

Rays Augen wurden tellergroß. Er hatte Jane Collins in dem Raum vermutet, doch was er sah, übertraf seine Befürchtungen.

Das Fenster stand offen. Und auf der Brüstung hockte Oberinspektor

Sinclair. Ein Bein hatte er bereits nach draußen geschoben und war gerade im Begriff, das andere folgen zu lassen.

War dieser Mann denn verrückt geworden? Wußte er denn nichts von der Gefahr, die draußen auf ihn lauerte?

»Sinclair!!« brüllte Ray Danton. Johns Kopf ruckte herum. »Zurück!« schrie Ray. »Um Himmelswillen kommen Sie zurück! Der magische Ring!«

Ray Danton sah das Erschrecken in John Sinclairs Augen. Im nächsten Moment gab der Oberinspektor seinem Körper einen Schwung, packte mit beiden Händen am Fensterholm nach und schwang sich zurück in das Zimmer.

Elastisch sprang er auf den Boden. »Sir«, flüsterte Ray Danton, »da haben Sie aber noch mal Glück gehabt. Haben Sie denn vergessen, daß die Hexe diesen magischen Ring um das Haus gelegt hat?«

»Teufel«, murmelte John, »daran hatte ich tatsächlich nicht mehr gedacht. Aber sagen Sie mal, Mr. Danton, was treibt Sie nach hier oben?«

»Die Sorge um Jane Collins. Plötzlich verlöschte überall das Licht. Und da hatte ich angenommen, daß es mit dem Verschwinden…«

»Schon gut, Ray.« John klopfte dem jungen Mann auf die Schulter. »Sie haben mir durch Ihr Eingreifen das Leben gerettet.«

Ray Danton senkte den Kopf. »Machen Sie doch keine großen Sprüche. In Wirklichkeit ging es mir um Miß Collins.«

»Verdammt, Jane. Wo ist sie?«

»Na, ich denke hier im Zimmer.« Ray Danton blickte den Oberinspektor ratlos an.

»Nein. Ich habe sie ja selbst gesucht. Das heißt, sie war hier. Ich bin dann ins Bad gegangen, und als ich zurückkam, war sie verschwunden. Dann flog aber plötzlich das Fenster auf, und ein Windstoß fauchte ins Zimmer. Als ich dann aus dem Fenster blickte, sah ich Jane auf den Klippen stehen.«

»Eine Vision?« John Sinclair blickte den jungen Schriftsteller an. »Möglich. Es kann allerdings auch so gewesen sein, daß diese Madame Millau die Gestalten anderer annehmen kann.«

Ray Danton erschrak. »Das wäre ja furchtbar.«

»Wie gesagt, es ist eine Vermutung«, beruhigte John den jungen Mann. »Aber wir müssen sie in unsere Theorien mit einbeziehen. Sobald ich wieder unten in der Halle bin, werde ich die Probe machen. In meinem Koffer befinden sich einige Gegenstände, die zur Identifizierung von Dämonen geeignet sind. Aber wie gesagt, das erst in zweiter Linie. Wichtiger ist, daß wir Jane Collins finden.«

Ray Danton zuckte hilflos mit den Schultern und blickte auf seinen Degen, der ihm auf einmal lächerlich vorkam.

John war schon draußen auf dem Gang.

Er schnippte sein Feuerzeug an und drehte die Flamme hoch.
Sie reichte aus, um die nähere Umgebung zu erleuchten. John ging einige Schritte weiter und hörte plötzlich das Stöhnen.
Und da sah er auch schon den Körper am Boden liegen.
»Jane«, rief der Geisterjäger und ging neben der Privatdetektivin in die Knie.
Ray Dantons Atem streifte seinen Nacken. »Ist sie – ist sie…?« Er wagte den Satz kaum auszusprechen.
John schüttelte den Kopf. »So leicht kriegt man eine Jane Collins nicht unter die Erde«, meinte er und tätschelte gleichzeitig die Wangen der Detektivin.
»John«, flüsterte Jane und ließ sich von dem Geisterjäger hochhelfen.
»Was ist denn passiert?« fragte John Sinclair.
»Ich weiß nicht, John. Aber es hing wieder mit der Alten zusammen. Du warst gerade im Bad verschwunden, da stand sie plötzlich im Zimmer. Wie ein Todesengel. Sie sah mich nur an. Ihre Augen wurden dabei immer größer, und plötzlich wurde ich ohnmächtig.«
»Ihr seid aber nach draußen gegangen«, sagte John.
»Stimmt, ja, das hatte ich vergessen.« Jane hielt sich den Kopf. »Das passierte hier alles auf dem Gang. Was ist mit dir, John? Und wie kommen Sie hierher, Mr. Danton?«
»Er hat mir das Leben gerettet«, sagte John. »Ich wäre bald ein Opfer der Hexe geworden, aber das erzähle ich dir später. Laß uns jetzt nach unten gehen und zusehen, daß wir wieder Licht bekommen.«
»Glauben Sie denn bei dem Lichtausfall an eine natürliche Ursache?« fragte Ray Danton.
John lächelte. »Eigentlich nicht, aber ich will nicht pessimistisch sein.«
Jane Collins stieß John Sinclair in die Seite. »Ach komm, John, du kannst bei uns mit offenen Karten spielen. Sag doch gleich, daß die verdammte Hexe zum Generalangriff angesetzt hat.«
»Ja, es stimmt«, erwiderte der Geisterjäger leise. »Aber behalten Sie dies bitte für sich, Mr. Danton.«
»Selbstverständlich, Sir.« Die drei gingen die Treppe hinunter. Jane brauchte nicht mehr gestützt zu werden.
Unten in der Halle hörte man ihre Schritte. George Plummer stellte sich auf die unterste Stufe und blickte ihnen entgegen. Der Waffenhändler hielt eine brennende Kerze in der Hand, deren Lichtkreis einen rötlichen Schein auf sein Gesicht warf.
»Herr Oberinspektor, was ist geschehen?« rief Plummer mit zitternder Stimme.
»Alles in Ordnung«, beruhigte ihn John. »Sie brauchen keine Angst zu haben. Und von dem kleinen Stromausfall brauchen wir uns nicht bange machen lassen.«

John hatte die unterste Stufe erreicht. Die anderen Männer standen um den Tisch herum. Im Licht der Kerzen wirkten ihre Gesichter wie wächserne Masken.

Irgend jemand hatte eine Flasche Cognac und einige Gläser aufgetrieben. Die Gegenstände standen auf dem Tisch.

»Ein Cognac wird dir guttun, Jane«, sagte der Geisterjäger und kippte der Detektivin zwei Fingerbreit ein.

»Mir bitte auch«, sagte Ray Danton, der die letzten Stufen herunterkam. Er hatte den Degen wieder weggehängt.

Danton trank das Glas in einem Zug leer. »Eigentlich richtig gemütlich hier«, sagte er.

Domingo lachte auf. »Ich könnte mir was Besseres vorstellen.« Dann wandte er sich an John Sinclair. »Na, Supermann, was gefunden? Haben Sie die Hexe zum Teufel geschickt?«

»Nein«, antwortete John knapp. »Und damit Sie beruhigt sind, Domingo, ich habe sie noch gar nicht zu Gesicht bekommen.«

»Dann wären Sie ja wohl nicht mehr am Leben.« Domingo lachte blechern. »Da fällt mir übrigens etwas ein, Sinclair. Sie haben unter uns auch einen Todfeind. Mein Freund Saccu hat noch jeden, der ihm querkam, die Figur mit Blei beschwert. Das nur zur Information. Nicht daß Sie denken, wir wären hier die besten Freunde.«

John nickte. »Ich werde es mir merken. Saccu wird ja dann zum geeigneten Zeitpunkt auf mich zukommen.«

»Worauf Sie sich verlassen können.« John war schon während der letzten Minuten suchend in der Halle umher gegangen.

Jetzt blieb er stehen und fragte: »Hat einer von Ihnen vielleicht meinen Koffer gesehen? Ich hatte ihn an der Tür abgestellt.«

Allgemeines Kopfschütteln. John Sinclair atmete tief ein. Er ahnte jetzt, daß dieser Koffer gestohlen worden war. Und damit auch seine Waffen, die er im Kampf gegen die Dämonen einsetzte.

Das hieß im Klartext: John Sinclair stand den Mächten der Finsternis so gut wie hilflos gegenüber…

***

»Ist irgend etwas?« fragte Ray Danton, der Johns nervöse Reaktion bemerkt hatte.

Der Geisterjäger winkte ab. »Nein, nein, alles in Ordnung.«

»Aber Sie suchen doch Ihren Koffer.« Der Schriftsteller ließ nicht locker. Er sprach leise, die anderen brauchten seine Worte nicht unbedingt mitzubekommen. »Und was wollen Sie jetzt machen, Mister Sinclair? Ohne Ihren Koffer…«

Jane Collins kam auf die beiden zu. Das hin- und herzuckende Licht warf tanzende Schatten auf ihr Gesicht. »Ärger, John?« fragte die Detektivin.

»Ja, zum Teufel, mein Koffer ist verschwunden. Aber der wird sich schon wiederfinden.« John sprach die Worte entgegen seiner Überzeugung. Er wußte, daß sich die finsteren Mächte seines Koffers bemächtigt hatten. Nur konnten sie ihn nicht öffnen, es sei denn, sie wollten sich selbst zur Hölle schicken.

Die übrigen Gäste hatten sich wieder gesetzt. Draußen war es bereits dunkel. Mondlicht fiel durch die großen Fenster. Doch immer wieder schoben sich Wolken vor den Erdtrabanten, so daß sich Licht und Schatten in einem schnellen Rhytmus abwechselten.

John Sinclair, Jane Collins und Ray Danton hockten zusammen und berieten.

John war dafür, das Versteck der Hexe aufzustöbern. »Angriff ist die beste Verteidigung. Was nutzt es uns, wenn wir hier sitzen und auf eine Reaktion warten? Der eine Mord war schon zuviel.«

»Und was wollen Sie machen, wenn Sie die Hexe gefunden haben?« fragte Ray Danton.

»Sie vernichten.«

»Aber womit?«

»Das wird die jeweilige Situation ergeben. Jane.« John wandte sich an die blondhaarige Detektivin. »Machst du mit?«

»Dazu bin ich ja schließlich hergekommen. Aber wie sollen wir es den anderen beibringen?«

»Sie müssen es nicht unbedingt wissen«, meinte John. »Wenn ich dich richtig verstanden habe, sind die Männer bis Mitternacht sicher. Im Moment sind unsere Gegner wohl darauf aus, mich umzubringen. Wahrscheinlich wissen sie längst, welch ein Fuchs sich in ihrem Hühnerstall eingenistet hat. Schließlich bin ich in gewissen Kreisen kein Unbekannter mehr. Folglich habt ihr erst noch ein paar Stunden Ruhe. Unter Umständen gelingt es mir bis dahin, schon eine Entscheidung herbeizuführen.«

»Ist das nicht zu gefährlich?« warf Ray Danton ein.

John lächelte. »Das schon. Aber das bin ich gewohnt.« Der Oberinspektor lehnte sich zurück und ließ seinen Blick zu den anderen hinwandern.

Domingo und Saccu hockten zusammen. Gerde Saccu bedachte den Geisterjäger mit mordlüsternen Blicken. Ihn durfte John als Gegner ebenfalls nicht auf die leichte Schulter nehmen. Domingo trommelte nervös mit seinen dicken Fingern auf der Tischplatte herum, während Lassalle schon leicht angetrunken war und in seinen Cognacschwenker stierte.

George Plummer war aufgestanden und zum Fenster gegangen. Er sah nach draußen in die Dunkelheit.

Jetzt drehte er sich um und kam zum Tisch zurück. »Es wird ein Gewitter geben«, sagte er. »Über der See zuckten schon die ersten

Blitze auf.«

»Das hat uns gerade noch gefehlt«, knurrte Domingo. »Wie in einem Horrorfilm. Langsam werde ich in diesem Haus noch wahnsinnig. Und unser Supermann sitzt in der Ecke und versteckt sich.«

John fühlte sich gar nicht angesprochen. Statt dessen fragte er: »Wohin führt diese Tür unter dem Treppenaufbau?«

Jane drehte den Kopf in die bewußte Richtung. »Ich weiß nicht«, sagte sie. »Aber vielleicht in den Keller.«

»Ausprobiert habt ihr es noch nicht?« fragte John.

»Nein, sie ist außerdem durch ein modernes Schloß gesichert Vermutest du denn die Hexe dort unten im Keller, John?«

»Ja. Irgendwo muß sie sich versteckt haben. Und dafür bietet sich der Keller an.«

»Wann willst du denn gehen?«

»Ich weiß es noch nicht. Aber auf jeden Fall vor Mitternacht. Und du kannst mir einen Gefallen tun, Jane. Halte mir diesen Saccu vom Hals. Ich traue dem Mann zu, daß der mich eiskalt abknallt. Und zwar von hinten.«

Im gleichen Augenblick sprang George Plummer wie von der Tarantel gestochen von seinem Stuhl hoch. Er brüllte auf, warf den Stuhl um und stierte mit hervorquellenden Augen auf seine rechte Hand.

John Sinclair sah es im gleichen Augenblick.

Eine häßliche Schlange ringelte sich über die Finger des Waffenhändlers. Der Kopf des Reptils mit der züngelnden Zunge befand sich dicht vor dem Gesicht des Mannes.

George Plummer zitterte wie Espenlaub. Jeden Augenblick konnte die Schlange zustoßen, konnte mit ihren Giftzähnen in seinen Hals hacken.

John Sinclair flog von seinem Platz hoch. Schnell wie der Blitz war er heran, packte die Schlange hinter dem Kopf und riß sie George Plummer aus den Händen.

John fühlte den zuckenden Schuppenleib zwischen seinen Fingern, sah die häßlichen, auf einmal rot glühenden stechenden Augen und wußte, daß diese Schlange das Werk eines Dämons war.

John handelte kurzentschlossen. Er holte aus und schmetterte den Kopf der Schlange gegen die Tischkante.

Dreimal drosch John Sinclair zu, bis kein Leben mehr in dem zuckenden Leib war.

Dann ließ er die Schlange fallen und schob sie unter den Tisch.

»Okay, Mr. Plummer, Sie können wieder ruhig atmen«, sagte der Geisterjäger.

Plummer nickte, hob seinen Stuhl hoch und ließ sich darauf niedersinken. Mit dem Handrücken wischte er sich den Schweiß von

der Stirn.

»Das hätte ins Auge gehen können«, flüsterte er. »Ich weiß gar nicht, wo die hergekommen ist. Ich wollte mir eine Zigarre anzünden, und auf einmal hielt ich eine Schlange in der Hand.«

»Die Hexe versucht uns nervös zu machen«, sagte John. »Das ist die Erklärung, Sie bedient sich eines Höllenzaubers. Es könnte durchaus sein, daß sie noch mehr solcher Scherze auf Lager hat.«

Gu Domingo sprang auf. »Scherze nennen Sie das, Bulle? Ich glaube, ich spinne. Dieser Mann hätte draufgehen können, und da reden Sie von Scherzen. Tun Sie doch endlich etwas, verdammt noch mal! Wozu sind Sie eigentlich hergekommen.«

»Monsieur Domingo, man sollte Sie wirklich im Stich lassen«, sagte John. »Wenn ich mich schon zum Kampf stelle, dann bestimmt nicht Ihretwegen. Aber das nur am Rande, damit Sie sehen, was ich von Ihnen halte. Sie drängen mich ja immer so, daß ich etwas unternehme. Kämpfen Sie gegen Gegner, die Sie nicht sehen oder kennen? Nein, bestimmt nicht. Was hätten Sie zum Beispiel an meiner Stelle getan? Vielleicht wären Sie mit einer Wünschelrute herumgelaufen und hätten gerufen: Komm doch her, liebe Hexe. Überlegen Sie doch mal. Stellen Sie sich die Situation, in der wir uns befinden genau vor. Wir können doch nicht angreifen. Wir müssen warten, bis die Gegenseite sich zeigt. Und jetzt tun Sie mir einen Gefallen, halten Sie mal Ihr ungewaschenes Maul. Wenn schon nicht mir zuliebe, dann wenigstens den anderen gegenüber, die sich in der gleichen Situation befinden wie Sie. Ich hoffe, die Fronten sind jetzt endgültig abgesteckt.«

»Gut gesprochen, Monsieur Sinclair«, sagte plötzlich eine Frauenstimme vom Fenster her. Wie an der Schnur gezogen, wandten sich die Köpfe der Anwesenden der Sprecherin zu.

Jeder hatte die Stimme erkannt, und trotzdem traf sie das plötzliche Auftauchen der Frau wie ein elektrischer Schock.

Vor dem Fenster stand Madame Millau.

Eine helle Aura umgab ihren Körper. Ihr Gesicht war zu einem hintergründigen gefährlichen Lächeln verzogen. Die Augen blickten kalt und grausam, Madame Millau trug wieder ein langes, bis zu den Knöcheln reichendes Kleid, die Arme hatte sie vor der Brust verschränkt.

Atemlos sahen die Anwesenden der Frau entgegen. Auch John Sinclair spürte die magische Ausstrahlung, die von Madame Millau ausging. Die Atmosphäre in der Halle hatte sich verdichtet, der Hauch des Bösen war fast körperlich fühlbar.

Madame Millau begann zu reden. »Ich hoffe, Sie nehmen mir den kleinen Scherz mit der Schlange nicht übel, aber er sollte nur zur Demonstration dienen, gewissermaßen zur Erkennung Ihrer eigenen Hilflosigkeit. Die Zeit bis Mitternacht ist noch lang, und Lucille Latour

freut sich schon auf das nächste Opfer. Wer das sein wird…?« Madame Millau sah die Personen der Reihe nach an. »Vielleicht Sie, Monsieur Danton, oder Sie, Monsieur Domingo? Jeder sollte damit rechnen, und es wäre töricht zu glauben, daß er verschont bleibt.«

»Aber wir könnten uns doch einigen!« schrie Domingo plötzlich los. »Ich habe Geld, viel Geld. Ich gebe Ihnen eine Million Franc, wenn Siemich laufenlassen. Überlegen Sie, eine Million. Nur – lassen Sie mich laufen.«

»Domingo, Sie sind eine miese Ratte«, erwiderte Madame Millau. »Mehr brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Sie, der große Gangsterboß, haben Angst. Aber so seid ihr Menschen, feige und kriecherisch. Aber trotzdem gibt es eine Möglichkeit, aus diesem Kreis herauszukommen. Und die Lösung ist mehr als einfach. Es gibt jemanden in eurer Mitte, der in der Dämonenwelt gefürchtet ist und den Mächten der Finsternis schon ungeheuren Schaden zugefügt hat. Ein Zufall hat ihn hergeführt. Ich spreche von John Sinclair, dem Geisterjäger!«

Aus den letzten Worten der Frau sprach all der Haß, den sie für John Sinclair empfand. Ihr Gesicht hatte sich verzerrt, war zur Fratze geworden.

»Die Hexe will John Sinclair!« schrie Madame Millau. »Wenn er sich ausliefert, könnt ihr morgen früh gehen. Überlegt es euch. Euer Leben gegen das von John Sinclair!«

Die Frau hatte die letzten Worte noch nicht ganz gesprochen, da begannen die Konturen zu verwischen, und in der nächsten Sekunde hatte sie sich aufgelöst.

Ein teuflisches Spiel war eingeläutet worden…

***

Sekundenlang sprach niemand ein Wort. Die Worte der unheimlichen Frau mußten erst verarbeitet werden.

Doch dann brach der Tumult los. Alles brüllte durcheinander. Die einzigen, die ruhig blieben, und sich schweigend ansahen, waren John Sinclair und Jane Collins.

Auch Ray Danton war aufgesprungen, »Wenn das wahr ist, was die Alte gesagt hat, Mister Sinclair, dann…«

Domingo kam zu John gerannt, Pierre Lassalle in seinem Kielwasser. »Du hast es gehört, Bulle!« schrie der Gangsterboß. »Dich wollen sie nur. Dich ganz allein. Wir anderen können verschwinden. Jetzt zeig mal, was du kannst.«

John ließ die Männer schreien, und nur allmählich beruhigten sie sich wieder.

Dann redete John Sinclair. Seine Stimme klang ruhig, obwohl er innerlich kochte. »Ich habe den Vorschlag genauso gut gehört wie ihr.

Und ich weiß auch, was in euch vorgeht. Es hört sich alles ganz einfach an. Ich soll mich opfern, und ihr werdet freikommen. Ja glaubt ihr denn im Ernst, daß die Hexe mit offenen Karten spielt? Ihre Absicht liegt doch auf der Hand. Sie will einen Keil zwischen uns schlagen, will mich ausschalten. Ich weiß, daß die Mächte der Finsternis hinter meinem Kopf her sind, daß derjenige im Reich des Bösen zu Rang und Ansehen kommt, der mich ausschaltet. Aber damit seid ihr nicht gerettet. Lucille Latour wird ihre Rache genauso fortführen, wie sie sie begonnen hat.« John Sinclairs Worte klangen beschwörend. Er wußte, wovon er sprach. Unzählige Auseinandersetzungen mit Geistern und Dämonen hatten ihm dieses Wissen eingeprägt.

Die Männer hatten einen Halbkreis um John Sinclair und Jane Collins gebildet.

»Ausreden, nichts als Ausreden!« schrie Gu. Domingo. »Gib doch zu, Bulle, du bist feige. Du hast Angst um dein bißchen erbärmliches Leben.«

»Ja«, sagte John. »Ich habe Angst. Angst wie jeder von euch. Und wenn es wirklich stimmen würde, daß ich durch meine Auslieferung euer Leben retten könnte, ich würde es machen, ohne zu fragen. Aber die Hexe spielt falsch. Ich kann es nicht oft genug wiederholen. Es ist doch raffiniert eingefädelt, aber ihr müßt den Stein doch sehen, der euch im Weg liegt. Wenn ich weg bin, fühlt ihr euch automatisch sicherer, und das wird Lucille Latour eiskalt ausnutzen. Glaubt mir!«

»Saccu!« brüllte Gu Domingo. Der Killer hatte schon auf den Befehl gewartet. Er hielt seine Waffe bereits in der Hand, hatte den Arm nur hinter dem Rücken versteckt gehalten.

Einen Atemzug später starrte John in das häßliche Loch der kleinen schwarzen Mündung.

Der Geisterjäger versteifte sich. Er brauchte nur in Saccus Augen zu blicken, um zu sehen, daß es diesem Mann Freude machen würde, ihm eine Kugel zu verpassen.

Domingo lachte widerlich. »Hast du eigentlich noch eine Wahl, Bulle? Ich brauche nur mit dem kleinen Finger zu winken, und Saccu legt dich um. Und ein toter Sinclair wird der Hexe genauso wertvoll sein, wie ein lebender. Aber ich gebe dir noch eine Chance. Geh freiwillig, dann hast du es hinter dir.«

John Sinclairs Gesichtszüge wirkten wie festgefroren. Seine Narbe auf der rechten Wange brannte wie Feuer. Er schaute die Umstehenden der Reihe nach an. Zuerst Pierre Lassalle. Ein lauernder Ausdruck prägte sein Gesicht. Georg Plummer blickte zu Boden, wagte aber nicht, für John Sinclair Partei zu ergreifen.

Und Ray Danton? Der junge Schriftsteller wußte nicht, was er machen sollte. Unruhig knetete er seine Hände und hob verlegen die

Schultern.
»Brauchst du noch mehr Bedenkzeit, Bulle?« zischte Gu Domingo. »Meine Geduld ist am Ende.«
»Okay«, sagte John Sinclair und erhob sich. »Ihr habt gewonnen, ich werde gehen. Aber es sollte Ihnen allen hier klar sein, daß sich Ihre Chancen damit um keinen Deut verbessert haben. Noch einmal meine Warnung. Die Mächte der Finsternis spielen nicht ehrlich. Für sie sind wir Menschen nur Werkzeuge, damit sie ihr schmutziges Ziel erreichen können.«
Domingo grinste den Oberinspektor an. »Jetzt hast du wohl die Hosen voll, wie?«
»Kaum, Monsieur Domingo. Aber merken Sie sich meine Worte besonders. Und auch Ihr Leibwächter. Nehmen Sie die Waffe ruhig weg, Saccu, ich gehe freiwillig.«
»Das könnte dir so passen, Bulle«, giftete Saccu. »Ich habe deinen dämlichen Schädel genau im Visier. Am liebsten würde ich dir eine Kugel geben, aber du willst ja unbedingt den Helden spielen.«
»Sei ruhig, Saccu«, zischte Domingo, »sonst überlegt er es sich noch anders.«
Jane Collins, die die ganze Zeit nichts gesagt, sondern nur mit schreckensbleichem Gesicht auf ihrem Stuhl gesessen hatte, sprang auf. »John, tu es nicht. Bleib hier, ich…«
Die Detektivin klammerte sich an John Sinclair fest.
Der Geisterjäger strich über ihr blondes Haar. »Keine Angst, Jane, es wird schon alles gut werden.«
»Welch ein liebliches Idyll«, sagte plötzlich die Stimme der Alten. »Fast wie in einem Liebesroman. Aber leider muß ich euch beide trennen.«
Madame Millau stand oben auf der Treppe. Wie ein Spukbild war sie dort wieder aufgetaucht und starrte hinab in die Halle. »Komm zu mir, Geisterjäger, die Hexe wartet bereits auf dich.«
John löste sich von der Detektivin und ging langsam die Stufen hoch. Vor Madame Millau blieb er stehen. Er mußte hochsehen, um der Alten ins Gesicht schauen zu können.
»Der berühmte John Sinclair in meiner Gewalt. Nie hätte ich mir das träumen lassen. Aber jetzt gibt es kein Zurück mehr für dich, John Sinclair. Deine Stunde ist gekommen. Und du bist waffenlos, denn deinen Koffer, den habe ich.«
Die Alte machte eine herrische Handbewegung. »Geh vor, du kennst den Weg ja.«
John gehorchte. Er warf noch einen kurzen Blick zurück und sah, daß Jane Collins ihr Gesicht in beide Hände vergraben hatte.
Als der Geisterjäger den Flur betrat, hatte er das Gefühl, zu seiner eigenen Hinrichtung zu gehen…

***

Tränen quollen aus Jane Collins Augen. Es waren Tränen der Angst und der Hilflosigkeit den Mächten des Bösen gegenüber. Niemand hatte sich auf Johns Seite gestellt, obwohl der Geisterjäger gekommen war, um die Menschen von dem Fluch der Hexe zu befreien.

Saccu steckte seine Waffe weg. »Ich hätte ihn ja liebend gern mit einer Kugel angebohrt, Chef«, sagte er.

»So ist es vielleicht besser«, sagte Domingo. »Aber jetzt haben wir uns wohl alle einen Schluck verdient.«

Cognac gluckerte in den Schwenker. Jane hörte, wie sich der Gangsterboß schmatzend die Lippen leckte. Dann sagte er: »Selten hat mir ein Schluck so gut geschmeckt. Auch einen, Mademoiselle Collins?«

»Nein, danke.«

»Sie sollten nicht so traurig tun. Jeder von uns muß mal dran glauben.«

Jane spürte, wie eine Hand über ihr Haar strich. Als sie den Kopf hob, sah sie in Ray Dantons Gesicht. Jane versteifte sich.

»Von Ihnen hätte ich auch eine andere Haltung erwartet, Mr. Danton«, sagte sie.

Die Hand des Schriftstellers zuckte zurück. »Entschuldigen Sie, aber was sollte ich machen?«

»Schon gut.« Pierre Lassalle grinste Jane an, während George Plummer apathisch auf seinem Stuhl hockte und sich mit einem Taschentuch das Gesicht abwischte.

»Mein Angebot besteht noch, Jane«, sagte Lassalle mit schwerer Zunge. »Als Witwentröster habe ich auch Erfahrung.«

»Halten Sie doch Ihr Maul!« zischte Ray Danton.

Lassalle lachte. »Oh, unser kleiner Goethe hat auch was zu sagen.« Lassalle stand auf. »Was meinst du, wie ich dir jetzt deine dämliche Visage poliere, du mieser Kacker.«

Mit wankenden Schritten kam Lassalle um den Tisch herum, und als er dicht vor Ray Danton stand, holte er zu einem gewaltigen Heumacher aus.

Nun, Lassalle war nicht mehr ganz nüchtern. Außerdem griff Jane Collins ein. Sie trat Lassalle gegen das Schienbein.

Lassalle spielte Hund. Er heulte auf, hielt sich sein malträtiertes Bein und vollführte einen Veitstanz.

Domingo wollte sich ausschütten vor Lachen. »Ja«, kreischte er. »Die Blonde hat den Teufel im Leib. Davon kann ich ein Lied singen. Sie hat meine beiden Jungs reingelegt. Nicht wahr, Saccu?«

Der Schwarzhaarige Schießer knurrte nur.

Lassalle hatte sich wieder beruhigt. Er war auf einen Stuhl gefallen, hielt sich aber noch immer sein Schienbein. Domingo reichte ihm die

Flasche. »Sauf, du Schwächling«, rief er. »Feuer muß man mit Feuer löschen.«

Domingo hielt Lassalle kurzerhand die Flasche an den Mund und drückte ihm die Zähne auseinander. Lassalle schluckte gierig. Die Männer waren abgelenkt, und das war es, was Jane Collins ausnutzte.

Niemand sah, daß sie sich von ihrem Platz erhob.

Jane wollte weg, wollte John Sinclair nach, um ihm eventuell helfen zu können. Auf Zehenspitzen schlich sie in Richtung Treppe. Keiner achtete auf sie. Die erste Stufe, die zweite, die dritte…

»Chef!« brüllte Saccu plötzlich. »Das Weib haut ab!« Gleichzeitig riß der Schießer seine Waffe hervor, zielte kurz und drückte ab…

***

John Sinclair folgte der Alten bis in das Zimmer, in dem Marcel Fontaines Leiche gelegen hatte. Fast körperlich spürte der Geisterjäger die dämonische Ausstrahlung der Frau. Sie blieb wie ein Schatten hinter ihm und achtete auf jede seiner Bewegungen.

Nein, John würde sich nicht wehren. Wenigstens jetzt noch nicht. Im Augenblick hatte er nicht mehr Chancen als ein Schneeball in der Hölle. Er mußte abwarten, und dann, wenn seine Chance kam, blitzschnell zupacken.

John fragte sich immer wieder, woher die Alte wohl gekommen sein mochte. Und in welcher Verbindung stand sie zu Lucille Latour, der rothaarigen Hexe?

Madame Millau schien Johns Gedanken erraten zu haben, denn plötzlich begann sie zu kichern und wandte John ihr von Falten und Runzeln durchzogenes Gesicht zu.

»Gewiß bist du neugierig darauf, mein Geheimnis zu erfahren, Geisterjäger«, sagte die Alte, »und ich bin auch jetzt bereit, es zu lüften. Ich bin so alt wie Lucille Latour, sogar noch älter, wenn man den Zeitpunkt meiner Geburt in Rechnung stellt. Ich habe Lucille immer treu gedient, und sie hat mich schließlich dafür belohnt und durch einen Trank meine Unsterblichkeit herbeigeführt. Unsterblich im Sinne der Hölle. Lange haben wir auf den Tag der Rache gewartet, und ich durfte als erste zurückkehren, um Lucilles Weg vorzubereiten. Ich habe alles getan, und recht gut, wie mir scheint. Die Hexe braucht nur noch ihre Rache auszukosten.«

»So etwas Ähnliches habe ich mir schon gedacht«, sagte John. »Ich nehme auch an, daß das Versprechen, das Sie gegeben haben, keine Gültigkeit hat.«

Die Alte lächelte wissend. Ihr Blick war listig, mit dem sie John anschaute. »Wer weiß, Geisterjäger, wer weiß. Schließlich bist du ein besonders gutes Faustpfand, und da kann man schon manches für hergeben. Aber eine genaue Antwort bekommst du von mir nicht. Ich

würde damit ja selbst meine Position schwächen.«

Die Alte war vor dem großen Schrank stehen geblieben und öffnete die Tür.

Madame Millaus Hand fuhr an der Innenkante des Schranks entlang und berührte dort einen Mechanismus. Sie drückte einen winzigen, kaum sichtba ren Hebel herunter.

Lautlos schwang die Rückwand des Schranks zur Seite. Ein finsterer Gang gähnte Madame Millau und dem Oberinspektor entgegen.

»Geh nur hinein, Geisterjäger«, flüsterte die Alte. »Du willst doch gern die Hexe kennenlernen. Der Weg führt genau zu ihr. Na los, mach schon«, drängte sie, als sie sah, daß John zögerte.

Der Geisterjäger setzte sich in Bewegung. Er mußte den Kopf einziehen, als er den Schrank betrat. Muffig riechende Luft schlug ihm entgegen. John hustete. »Gibt es denn kein Licht?« fragte er.

»Keine Angst, ich werde schon dafür sorgen«, ertönte hinter ihm die Stimme der Alten.

John Sinclair tauchte in den Gang. Madame Millau zog die Schranktür zu, allerdings konnte sie sie nicht abschließen. Die Rückwand rollte ebenfalls nicht mehr an ihren Platz. Dafür knipste die Alte eine kleine Taschenlampe an, deren fingerbreiter Lichtstrahl die Dunkelheit zerschnitt.

Der niedrige Gang führte abwärts. Staub von Jahrhunderten hing an den Wänden. John mußte den Kopf einziehen. Spinnennetze kitzelten sein Gesicht. Nur mühsam unterdrückte er ein Niesen. Hinter seinem Rücken hörte er die Schritte der Alten.

»Geh nur schneller, Geisterjäger«, sagte sie. »Um so früher hast du es hinter dir.«

John dachte gar nicht daran, seine Schritte zu beschleunigen. Der Gang schien unendlich zu sein. Jedenfalls kam es dem Oberinspektor so vor, denn der schmale Lichtstrahl verlor sich immer noch in der Dunkelheit.

Fußgroße Steine bedeckten den Boden. Sie rollten springend weiter, wenn John mit dem Fuß dagegenstieß. Die Luft war miserabel. Kaum zu atmen, dazu kam der widerliche muffige Geruch.

Und plötzlich war der Gang zu Ende. Wie abgeschnitten endete er vor einer Mauer. Sie war aus dicken Quadersteinen gebaut worden. Wie für die Ewigkeit, dachte John.

Die Alte schob sich an ihm vorbei. In der linken Hand hielt sie die Lampe, mit der rechten tastete sie die Mauer ab. Dann endlich fand sie, was sie gesucht hatte. Einen verborgenen Kontakt.

Knirschend drehte sich der größte Quader um die eigene Achse.

Ein etwas schulterbreites Loch tat sich auf. »Los, da hinein«, sagte die Alte.

Auf allen vieren kroch John Sinclair durch die Öffnung und erreichte

einen weiteren Gang, in den jedoch Treppenstufen eingehauen worden waren, der aber weiter in die Tiefe führte. In die Tiefe des Felsens, auf dem das Haus stand.

John konnte nicht wissen, daß er sich jetzt in dem Gang befand, den man auch von der Halle aus erreichen konnte.

»Geh weiter, Geisterjäger«, sagte die Alte. »Du hast es bald geschafft.«

Tatsächlich. Nur wenige Minuten später stand John vor einer Tür, die mit Eisenbeschlägen versehen war.

»Zieh die Riegel zurück!« befahl die Alte.

John gehorchte. Die Riegel waren gut eingefettet worden und ließen sich leicht bewegen. Genau wie die Tür, die den Eingang zu einem Kellerraum darstellte.

John mußte den Keller betreten.

Es war ein uraltes Verlies, ziemlich niedrig und leer bis auf einen Spiegel.

Er stand genau in der Mitte des Kellers.

John erkannte, daß der Spiegel eine besondere Bewandtnis haben mußte, denn der Rahmen war mit allerlei Zeichen und Symbolen aus der Dämonensprache beschnitzt.

Die Alte zündete zwei Kerzen an, stellte sie rechts und links neben den Spiegel.

Dann wandte sie John ihr Gesicht zu, in dem die Augen in einem seltsamen Glanz flackerten.

»Dieser Spiegel«, flüsterte die Alte, »ist das Tor zur anderen Welt. Zum Reich der Dämonen und Schreckensgestalten, Zu dem Paralleluniversum, in dem die toten Seelen der Verdammten ruhelos umherwandern und auf die Tage der Rückkehr warten. Wehe dem, der in dieses Reich hineingerät. Unzählige Schrecken warten auf ihn. Unbeschreibliche Qualen, wie sie Asmodis, der Höllenfürst, nur ausdenken kann. Jeder, der bisher unfreiwillig dieses Reich betreten hat, ist nie mehr zurückgekehrt. Und auch dir wird es nicht anders ergehen, Geisterjäger. Meine Freunde warten dort auf dich. Die Hexe wird kommen, aber du gehst hinein in den Vorhof zur Hölle.«

John wußte, daß die Alte nicht gelogen hatte. Er selbst kannte solche Spiegel. Es gab mehrere auf der Welt. Sie waren auch als Dämonentore bekannt. Man konnte durch den Spiegel hindurchgehen, als wäre er eine Seifenblase. Nichts hielt die Person auf, die dieses Experiment wagte. Doch der Rückweg, der war dann versperrt, und der Unglückliche, der in das Land des Schreckens geraten war, suchte vergebens nach einem Ausweg.

»Nun, wie gefällt dir diese Lösung, John Sinclair?« fragte die Alte hämisch. »Ich werde dich gar nicht töten, sondern in die Verbannung führen, direkt in Asmodis' Hände, der dann mit dir machen kann, was

er will.«
»Noch ist es nicht soweit«, sagte John mit ruhiger Stimme.
Die Alte kicherte. »Suchst du noch nach einem Ausweg?«
»Vielleicht.«
»Du Narr!« zischte Madame Millau. »Du armer Narr. Wenn du die anderen retten willst, mußt du dieses transzendentale Tor durchschreiten.«
John beschloß zu pokern. »Und die Hexe?« fragte er. »Wann bekomme ich sie zu Gesicht?«
»Noch in dieser Sekunde«, erwiderte die Alte. »Dreh dich nur um!«
John wirbelte um die eigene Achse. Madame Millau hatte nicht gelogen. Vor ihm stand Lucille Latour!

***

Saccu feuerte zweimal. Die Detonation der Schüsse hallte durch den großen Raum.
Das Blei jagte in Jane Collins Richttung, klatschte aber dicht unter der Detektivin in die Treppenstufen. Saccu lachte wie ein Satan. Er stand in Combatstellung, leicht in den Knien eingeknickt und hielt das Gelenk der rechten Schußhand mit der linken umklammert.
Jane Collins war stocksteif und schreckensbleich stehengeblieben. Mit angstverzerrtem Gesicht blickte sie auf den unter ihr lauernden Killer.
»Die nächste Kugel trifft, Puppe«, sagte Saccu mit schneidender Stimme. Er mußte seinem perversen Mordtrieb irgendwie freien Lauf lassen.
Doch dann griff Gustav Domingo ein. Er hatte sich an seinen Leibwächter von der Seite her herangeschlichen und die Hand zur Faust geballt.
Wuchtig schlug er sie auf Saccus Waffenarm. Der Killer schrie auf, ließ die Pistole jedoch nicht los, kreiselte herum und richtete die Mündung auf Domingo.
Der Gangsterboß drosch seinem Leibwächter die Faust ins Gesicht. »Willst du auf mich schießen, du hirnloser Idiot?« brüllte er. »Laß die Kleine gehen. Sie gehört ja doch nicht zu uns. Vielleicht trifft sie den Bullen noch, und dann können die beiden gemeinsam zur Hölle fahren.«
Saccu wischte sich mit der freien Hand über das Gesicht. Blut sickerte aus seinem linken Nasenloch. »Gut, Chef«, sagte er, »vielleicht hast du recht.«
»Nicht nur vielleicht, sondern ganz bestimmt.« Domingo machte eine herrische Handbewegung. »Hau schon ab, Süße, ehe ich es mir noch anders überlege.«
Jane machte kehrt und ging mit weichen Knien weiter die Stufen

hinauf.

Himmel, dachte sie, das hätte auch ins Auge gehen können. Dieser Saccu war eine menschliche Bestie, ein eiskalter, brutaler Töter, dem ein Menschenleben nichts galt.

Jane erreichte den Gang. Unten in der Halle sprachen die Männer durcheinander.

Doch Jane war schon zu weit weg. Sie konnte nicht verstehen, was geredet wurde.

Dann erreichte sie das Zimmer des toten Fontaine. Hier hatte John etwas gesucht. Er war nicht fertig geworden, das hieß aber noch lange nicht, daß dieses Zimmer kein Geheimnis barg.

Die Privatdetektivin sah sich gründlich in dem Raum um, soweit es die Dunkelheit zuließ. Sie untersuchte alles genau und gelangte auch schließlich an den Schrank.

Da fiel ihr auf, daß die Tür nicht verschlossen war. Hatte das etwas zu bedeuten?

Jane zog die Tür auf. Aus weit aufgerissenen Augen starrte sie in den dunklen Schrank. Jetzt hätte sie gern eine Taschenlampe oder eine Kerze gehabt. Doch ihre Augen gewöhnten sich an die Dunkelheit. Jane konnte Umrisse ausmachen. Unter anderem sah sie, daß die Rückwand des Schrankes nicht mehr vorhanden war.

Ein Geheimgang! schoß es Jane durch den Kopf. Die Detektivin kroch in den Schrank hinein. Jagdfieber hatte sie plötzlich gepackt. Sie ahnte, daß sie auf der richtigen Spur war. Ihre suchenden und vorgestreckten Hände tasteten den Boden ab und stießen gegen einen kastenförmigen Gegenstand.

Jane biß sich vor Aufregung fast die Zunge ab. Sie befühlte den Gegenstand genauer und hätte bald vor Freude einen Jubelschrei ausgestoßen.

Sie hatte den Koffer gefunden. John Sinclairs Koffer! Hier also hatte ihn die Alte versteckt. Jane Collins brauchte nur mehr eins und eins zusammenzählen. Sie sah die offene Rückwand, den Geheimgang und wußte, daß John hier mit Madame Millau verschwunden war.

Jane Collins zögerte nicht mehr länger. Jetzt kam es auf jede Sekunde an.

Auf allen vieren kriechend tauchte sie in den schräg abfallenden stockdunklen Gang ein. Den Koffer schob sie vor sich her.

***

Die Hexe war von einer nahezu teuflischen Schönheit. Und – was John Sinclair selten passiert war – die Frau zog ihn in ihren unheimlichen Bann.

Feuerrotes Haar umrahmte das weiße Gesicht wie eine züngelnde Flamme. Schräg standen die beiden Augen, in deren Pupillen ein

gefährliches, aber gleichzeitig magisch wirkendes Funkeln lag. Das lange weiße Kleid schmiegte sich eng um die vollendete Figur. Es war mit Rüschen und Borden verziert und besaß einen ovalen Ausschnitt. Die Finger der Hexe waren unnatürlich lang und die grünen Nägel spitz wie Dolche.

Sekundenlang fixierten sich die beiden ungleichen Gegner, tasteten sich mit den Augen ab, und dann glitt ein kaltes Lächeln über die Gesichtszüge der Hexe.

»Ich hätte nie gedacht, daß es so einfach sein würde, den berühmten Geisterjäger in die Falle zu locken«, sagte Lucille Latour. »Man hat dich sehr überschätzt, John Sinclair.«

John stand locker vor der Hexe. Nichts an ihm verriet, daß auch er Angst hatte, Er stand dieser Hexe waffenlos gegenüber. Er hatte nicht einmal eine Gnostische Gemme als Abwehrmittel um den Hals hängen. Im Notfall konnte er sich nur auf seine Fäuste verlassen, denn normale Pistolenkugeln richteten gegen die Mächte der Finsternis gar nichts aus. Und doch zeigte der Oberinspektor seine Angst nicht. Er pokerte, denn nichts war gefährlicher, als seine eigene Schwäche zu zeigen, »Noch bin ich nicht tot«, sagte John mit fester Stimme und so sicher, daß die Hexe unwillkürlich die Augenbrauen hob.

»Du hast noch einen Trumpf in der Hinterhand, Geisterjäger?« fragte Lucille lauernd.

»Vielleicht.«

»Nichts hat er. Nichts!« kreischte Madame Millau plötzlich und fuchtelte wild mit den Händen. »Er will nur bluffen.« Die Alte lachte böse. »Was glaubst du, wie schnell er auf mein Angebot eingegangen ist, Lucille? Er will ja die anderen retten. Schließlich ist er ein edler Held. Nein, Lucille, er hatte gar keine Zeit, sich irgendeinen Trick einfallen zu lassen. Er hat nichts gegen uns in der Hand. Und seinen Koffer habe ich versteckt, mich allerdings gehütet, ihn zu öffnen.«

»Das wäre dir auch schlecht bekommen, Alte«, erwiderte John Sinclair gallig.

Madame Millau stieß eine Verwünschung aus und wollte sich auf den Geisterjäger stürzen, doch Lucille Latour hielt ihre Dienerin im letzten Augenblick zurück.

»Haben wir das nötig!« zischte sie. »Menschliche Reaktionen brauchen wir doch wohl nicht zu zeigen. Aber nun zu dir, Geisterjäger. Ich habe mir doch ein richtiges Bild von dir gemacht. Ich an deiner Stelle hätte mich nicht geopfert. Hast du denn tatsächlich im Ernst geglaubt, ich würde mein Versprechen einhalten? Nein – ich habe nicht umsonst Jahrhunderte auf meine Rache gewartet, und ich lasse sie mir durch nichts nehmen. Ich werde die Männer der Reihe nach umbringen, dazu noch in dieser Nacht. Anschließend fliegt dieses Haus in die Luft, und nichts wird mehr übrig bleiben. Kein Staubkorn

wird an das erinnern, was geschehen ist. Aber das wirst du nicht mehr erleben, John Sinclair. Den ersten Teil meines Planes habe ich vollendet. Du bist in meiner Gewalt. Die Hölle wird ein Freudenfest feiern. Ich werde dich nicht töten. Nein, das überlasse ich einem anderen. Asmodis, der Höllenfürst, hat die größeren Rechte, die ich neidlos anerkenne, aber ich werde, nachdem ich dich ihm ausgeliefert habe, den Platz an seiner Seite einnehmen und über ein Heer von Geistern und Dämonen regieren. Das ist der Preis, den Asmodis auf deinen Kopf ausgesetzt hat. Du hast Asmodis zuviel Ärger bereitet, hast Doktor Tod, seinen besten Diener umgebracht, und seitdem giert der Höllenfürst nach Rache. Die Mächte der Finsternis haben zu einer Hetzjagd geblasen, Geisterjäger. Allerdings war es nur eine kurze Jagd, wie ich jetzt eingestehen muß.«

»Du willst mich nicht töten?« fragte John Sinclair verblüfft.

»Nein, nicht töten. Ausliefern. Du hast mich wohl nicht verstanden? Oder willst du Zeit herausschinden? Ich werde dich Asmodis zuführen, und zwar durch diesen magischen Spiegel, der vor dir steht. Du brauchst nur hindurchzugehen, denn ›drüben‹ wartet man bereits auf dich.«

»Warum holt mich Asmodis nicht selbst?« wollte John wissen.

»Weil er mir den Triumph gönnen will. Aber bevor du für immer verschwindest, sollst du noch einmal mein wahres dämonisches Gesicht sehen. Das Gesicht und die Gestalt, die ich in einem anderen Reich habe.«

Schon während der letzten Worte begann sich Lucille Latour zu verändern.

Ihre Haut nahm einen grünlichen Schimmer an, schrumpfte zusammen, warf Falten und Runzeln und bildete fingerdicke Schuppen. Die Augen verwischten, wurden zu einer gallertartigen Masse, die sich in einer trüben Flüssigkeit hin und her bewegten. Die Finger der Hexe glichen jetzt Spinnenbeinen mit nadelspitzen Nägeln. Nur die Farbe der Haare war geblieben. Wirr und borstig standen die vom Kopf ab. Obwohl John dieser Anblick schockte, zeigte er keinerlei Regungen. Die Hexe stieß ein kreischendes Fauchen aus. Ihre Stimme hatte nichts Menschliches mehr an sich. Sie war zu dem geworden, was sie Jahrhundertelang gewesen war: ein schuppiger Dämon.

Lucille Latour war sich ihrer Sache hundertprozentig sicher. Sie dachte gar nicht mehr daran, daß John Sinclair noch einen Angriff wagen würde. Doch sie hatte den Geisterjäger unterschätzt.

John sprang plötzlich vor. Die Hexe stand mit dem Rücken zum Spiegel. Wenn es John gelang, sie in den Spiegel hineinzustoßen, hatte er Zeit gewonnen. Er konnte unter Umständen zurücklaufen und die anderen warnen, denn die Tür zum Verlies stand offen.

Johns Fäuste trafen die Brust des weiblichen Dämons. Der

Geisterjäger hatte alle Kraft in den Schlag gelegt, doch die Hexe stand wie ein Denkmal.

Sie wankte nicht, sondern schlug gnadenlos zurück.

Ihre schuppige Hand klatschte in Johns Gesicht. Der Oberinspektor noch im Sprung – konnte nicht mehr ausweichen. Die dolchartigen Nägel rissen seine Haut auf. Blut strömte aus den zahlreichen kleinen Wunden.

John taumelte zurück. Der Schmerz schien sein Gesicht zerreißen zu wollen. Von der linken Seite her sah er einen Schatten auf sich zukommen.

Madame Millau griff in den Kampf ein.

Sie packte John Sinclair und schleuderte ihn gegen die dicke Steinwand.

Der Geisterjäger knallte mit dem Kopf gegen einen Quader. Sterne funkten vor seinen Augen auf. Schwindel erfaßte ihn, und langsam rutschte er an der Wand entlang zu Boden.

Wie aus weiter Ferne hörte er die Stimme der Hexe. Wirf ihn durch das Tor, Maddalena. Ich komme später.

Dann wußte John sekundenlang nichts mehr.

Er kam erst wieder richtig zur Besinnung, als kräftige Hände unter seine Achseln griffen und ihn hochzogen.

Die Alte war dabei, den Befehl der Hexe zu befolgen.

John wurde über den Boden geschleift. Noch immer schien ihm der Schädel zerspringen zu wollen. Vergeblich versuchte er sich mit den Füßen abzustützen.

Er kam gegen die Kräfte der Alten nicht an.

Und immer näher rückte der Spiegel. John sah die mattschimmernde Fläche, die ihn an eine große Quecksilberlache erinnerte.

Nur noch Sekunden, dann würde er in den Spiegel eintauchen und für immer im Reich des Grauens verschollen sein.

Über sich hörte er das wahnsinnige Kichern der Alten. In ihr steckte eine satanische Vorfreude.

John versuchte sich herumzuwerfen, sammelte noch einmal alle Kräfte. Es gelang. Er rutschte aus dem Griff, fiel zu Boden, und ehe sich Madame Millau auf die neue Situation einstellen konnte, riß er ihr das linke Standbein weg.

Die Alte geriet ins Taumeln, ruderte haltsuchend mit den Armen und streifte mit der Schulter den Rahmen des Spiegels.

Der Spiegel wankte, drohte umzukippen.

John Sinclair sah in Bruchteilen von Sekunden seine einzigartige Chance.

Die linke der beiden Kerzen stand in seiner Reichweite. Er packte sie und hielt die brennende Flamme gegen den Rahmen des Spiegels.

Das trockene Holz brannte wie Zunder. Gierig fraß sich die Flamme

an dem Rahmen hoch.

Madame Millau heulte wie ein Tier, als sie sah, daß das Tor zur Dämonenwelt in hellen Flammen stand. Beißender gelblicher Rauch quoll durch das Verlies, legte sich schwer auf John Sinclairs Lunge und machte eine Sicht unmöglich Keuchend und hustend stand der Geisterjäger auf.

Die Flammen hatten jetzt den gesamten Rahmen erfaßt. Mit dem Holz verbrannten gleichzeitig die eingeschnitzten magischen Zeichen und Sprüche.

Krachend brach der Spiegel zusammen.

Das Schreien der Alten war in ein qualvolles Jammern übergegangen. Ihr und Lucille Latours Rückweg war versperrt, denn die Fläche des Spiegels hatte sich aufgelöst, so als hätte es sie nie gegeben. Es war nahezu stockfinster. Zwar brannte noch die andere Kerze, doch durch den dicken Qualm war ihr Licht kaum mehr zu erkennen.

John Sinclair taumelte auf den Ausgang zu. Er mußte hier raus, wollte er nicht elendig ersticken. Madame Millau hatte den gleichen Gedanken gehabt. Sie und der Geisterjäger trafen fast zusammen. Und doch war die Alte zwei Schritte schneller. Ehe John sie packen konnte, huschte sie an ihm vorbei, hinein in den Gang.

John würgte, bekam kaum noch Luft und taumelte hinterher.

In dicken Schwaden durchzog der Qualm den Gang. Aber noch war hier die Luft etwas besser als im Verlies.

Etwa fünf Schritte vor John Sinclair entfernt lief die Alte. Sie hatte ihre Lampe angeknipst. Der dünne Strahl wies ihr den Weg.

Madame Millau schien ungeheure Kraftreserven zu besitzen, denn von Sekunde zu Sekunde wurde ihr Vorsprung größer. John konnte sich leicht ausrechnen, daß es für ihn unmöglich war, die Alte noch vor dem Ende des Ganges einzuholen.

Wenn es ihr gelang, die Hexe zu warnen, war alles umsonst gewesen…

***

Schritt für Schritt tastete sich Jane Collins durch die Finsternis. Sie hatte Angst, doch die Sorge um John Sinclair war größer. Überall vermeinte sie Stimmen zu hören und hatte manchmal das Gefühl, schleichende Schritte würden auf sie zukommen.

Jane war auf Hände und Füße niedergegangen, schob, bevor sie weiterkroch, immer Johns Koffer ein Stück vor.

Ihn durfte sie nicht verlieren. Die Detektivin verlor sämtliches Zeitgefühl in dieser alles verschluckenden Dunkelheit. Und mit jeder Sekunde, die verging, wuchs ihre Angst, doch noch zu spät zu kommen.

Nach einer ihr ewig scheinenden Zeitspanne stieß der vorgeschobene

Koffer plötzlich auf Widerstand.

Eine Mauer! Jetzt ist alles aus! zuckte es Jane durch den Kopf. Hier kommst du nicht weiter.

Doch dann siegte die Vernunft. Mit den Handflächen tastete Jane die Mauer ab, und dann stieß ihr rechter Arm ins Leere.

Ein Spalt? Eine Öffnung? Janes Atem ging schneller. Sollte sie doch noch Glück gehabt haben? Sie fühlte weiter, stellte fest, daß die Öffnung groß genug war, um sie hindurchzulassen.

Sie schob den Koffer zuerst vor und hörte, wie er fiel und weiterpolterte.

Sekunden später erfuhr die Detektivin den Grund.

In den Gang waren Stufen gehauen worden, die weiter in die Tiefe führten.

Jane kroch durch das Loch, faßte nach dem Koffer, erhob sich und ging vorsichtig die steilen, zum Teil feuchten Stufen hinunter.

Wo mochte dieser Gang enden? Jetzt hätte sie wer weiß was für ein paar Streichhölzer oder ein Feuerzeug gegeben.

Jane konnte nicht ahnen, daß vor nicht einmal einer Minute die Hexe diesen Gang entlang nach oben gelaufen war.

Immer tiefer ging es in den Felsen hinein.

Plötzlich rümpfte Jane die Nase. Etwas hatte ihren Geruchssinn gereizt.

Es roch nach Verbranntem und irgendwie beißend oder ätzend.

Der Rauch kam von unten, wehte ihr entgegen.

Die Detektivin mußte an John denken. Steckte er vielleicht tief in dem unheimlichen Keller? Jane hatte plötzlich die Vision, John Sinclair würde in Flammen stehen.

Panik kroch in ihr hoch. Jane Collins ging schneller, paßte ein mal nicht auf, stolperte prompt und konnte sich im letzten Augenblick noch an der Gangwand abstützen.

Da sah sie den Lichtfinger. Wie ein Speer bohrte er sich in die Dunkelheit.

Schon einen Atemzug später hörte Jane Schritte, die schnell näher kamen.

Wer kam ihr da entgegengelaufen? John vielleicht? Die Privatdetektivin wußte es nicht. Nur noch wenige Sekunden, dann würde sie der Lichtstrahl treffen.

Jane Collins ging in die Knie und öffnete die Schlösser des Koffers.

***

Gustav Domingo schlug sich lachend auf die Schenkel. »Diese beiden Idioten sind wir los«, prustete er. »Geisterjäger soll der Bulle sein. Jetzt kann er seine Geister in der Hölle jagen.«

»Ich an Ihrer Stelle würde mich nicht so freuen«, sagte George

Plummer, der Waffenhändler, plötzlich.

Domingos Lachen brach ab. Sein Blick, der sich beifallheischend im Kreis der Männer umgesehen hatte, wurde verschlagen. Langsam drehte der Gangsterboß den Kopf. »Was soll das heißen, Plummer?« fragte er mit lauernder Stimme.

George Plummer lehnte sich gegen das Treppengeländer. »Glauben Sie denn im Ernst, Domingo, daß die Hexe ehrlich spielt? Denken Sie an Sinclairs Warnung. Der Oberinspektor hat mehr Erfahrung mit finsteren Mächten, als wir alle zusammen.«

»Sie hätten ja mit dem Kerl gehen können!« bellte Domingo. »Dann wären Sie jetzt vielleicht schlauer. Außerdem ist Sinclair ein Spinner. Und Ihre Sekretärin hat sich ihr Schicksal selbst zuzuschreiben. Warum ist sie auch mit ihm gegangen. Sie wäre hier bei uns besser aufgehoben gewesen.«

»Das stimmt«, sagte Pierre Lassalle mit schwerer Zunge. »Ich hätte schon Verwendung für das Täubchen gehabt.«

»Halt du dich da raus, du versoffenes Stück«, zischte Domingo böse. »Du bringst in deinem Zustand doch gar nichts mehr auf die Beine.«

Lassalle begann glucksend zu lachen. »Miss Collins ist übrigens gar nicht meine Sekretärin«, meinte George Plummer.

Domingo stand ruckartig von seinem Stuhl auf. »Nicht?« fragte er mit lauernder Stimme. Plummer biß sich auf die Lippen. Am liebsten hätte er seine Worte zurückgenommen. Er fühlte die Blicke der übrigen Männer auf sich ruhen, hob die Schultern und schielte auf seine Schuhspitzen.

»Ich erwarte eine Antwort, Plummer«, sagte Domingo. »Weshalb haben Sie eine Detektivin mitgebracht? Hatten Sie vielleicht etwas vor? Oder sollte Sie uns überwachen? Los, zum Teufel, raus mit der Sprache! Was ist geschehen?«

Domingo war blaß geworden. Das war sogar im Kerzenlicht zu erkennen. Die Männer hatten sämtliche Kerzen, die sie gefunden hatten, angezündet, so daß es in der Halle wenigstens einigermaßen hell war.

Plummer suchte verzweifelt nach einer Ausrede. »Nein, nein – ich – ich dachte nur…« Er geriet heftig ins Stottern.

Domingo war mit drei raschen Schritten vor dem Waffenhändler. Er packte Plummer an beiden Revers und schüttelte ihn durch. »Was war mit der Puppe, Plummer? Wir wissen verdammt wenig von dir! Bist du ein Bulle oder ein Spitzel?«

»Nein, ich… Verdammt, lassen Sie mich doch los.« Plummer schlug Domingos Hände weg.

Augenblicklich stand Saccu neben seinem Boß. »Soll ich?« fragte er mit verkniffenem Gesicht.

»Nein, noch nicht. Ich schätze, der gute Plummer wird mir jetzt eine

Antwort geben.«
»Ja, zum Teufel.« Plummer nickte. Dann sagte er: »Ich und ein Bulle? Da kann ich nur lachen. Ich mache Waffengeschäfte, verstehst du nun, Domingo? Und ich hatte Angst, daß dieses Haus eine verdammte Falle ist. Deshalb habe ich eine Detektivin mitgenommen. Eine Frau ist unauffälliger. Ich konnte sie leicht als meine Sekretärin ausgeben.«
Domingo begann plötzlich zu lachen. Dann schlug er dem überraschten Plummer auf die Schulter. »Da sind wir ja sogar von der gleichen Art, nur ist mein Gebiet das Rauschgift. Komm, darauf müssen wir einen trinken.«
Plummer lächelte verzerrt, ließ sich aber willig zum Tisch führen. Gläser standen bereit, und Domingo selbst goß ein. Plummer trank den Cognac. Leer stellte er das Glas zurück. Ray Danton tippte ihn plötzlich an. »Stimmt es tatsächlich, daß Miß Collins eine Detektivin ist?« fragte er flüsternd.
»Ja. Und sie kennt auch John Sinclair, hat schon öfter mit ihm zusammengearbeitet,«
»Wenn das so ist«, sagte Danton.
»Da hättest du uns bald ein Kuckucksei ins Nest gelegt, Plummer. Aber jetzt sind die beiden ja beschäftigt.« Domingo schüttelte noch einmal nach. Dann fragte er: »Ist hier noch jemand, der Dreck am Stecken hat?« Er ging vor und stützte seine Hände auf den Tisch und sah Pierre Lassalle an. »Du vielleicht, Casanova?«
Pierre Lassalle hob beide Hände. »Ich bin ein Ehrenmann«, sagte er mit Überzeugung. »Ich arbeite als kleiner Angestellter in einer Holzfabrik.«
Domingo grinste. »Du hast wohl ein Brett vorm Kopf, aber uns kannst du nichts vormachen. Sauf nur weiter.« Domingo drehte wieder ab und sah Ray Danton. »Unser Mini-Goethe wird ja auch wohl eine reine Weste haben.«
»Die habe ich auch, Mister Domingo.«
»Arm aber fein, wie?« sagte Domingo höhnisch. Dann blickte er auf seine Uhr. »Freunde, noch eine Minute bis Mitternacht. Normalerweise hätten wir jetzt nur noch sechzig Sekunden zu leben. Wenn das kein Grund ist zum Saufen. Los, hoch die Tassen.«
Der Rauschgiftboß riß seinen Arm hoch und drehte sich im Kreis. »Wir können auch auf den Superbullen trinken, der alles so schön eingefädelt hat. Schließlich hat er uns das Leben gerettet, und das wollen wir nicht…«
Ein krachender Donnerschlag unterbrach Gu Domingos spöttische Rede. Noch im gleichen Atemzug spaltete ein gelber Blitz den Himmel und jagte dicht vor dem einsamen Haus in den Felsen.
Alle waren aufgesprungen, standen sekundenlang wie festgeleimt.
Wieder zuckte ein Blitz auf die Erde zu, dazwischen der

Donnerschlag. Und dann ging es Schlag auf Schlag. Blitz und Donner wechselten sich innerhalb von Sekundenbruchteilen ab. Ein mörderisches Gewitter tobte über dem Haus. Die Zeit verrann.

Niemand bemerkte, daß die Tageswende erreicht war. Mitternacht! Und plötzlich stand die Hexe mitten in der Halle.

Keiner hatte sie kommen sehen. George Plummer sah sie als erster. Das Glas entfiel seiner Hand, klatschte auf den Boden und zerbrach. Das klirrende Geräusch wurde von einem Donnerschlag verschluckt.

Bis Plummer anfing zu schreien. Er preßte beide Hände gegen die Augen, um den schrecklichen Anblick der Frau nicht mehr mit ansehen zu müssen.

Lucille Latour sah so aus, wie sie sich John Sinclair zuletzt gezeigt hatte. Jeder Blitzstrahl leuchtete sie an, zeichnete überdeutlich die Umrisse ihres Körpers nach.

Jetzt sahen sie auch die anderen Männer.

»Die Hexe!« brüllte Ray Danton. »Die Hexe!«

Saccu zog seine Waffen, traute sich aber noch nicht zu schießen.

Und Lucille Latour lächelte dämonisch. Ihre große Stunde war jetzt gekommen. Die Schuldigen befanden sich in ihrer Hand.

Die einzigen, die ruhig blieben, waren Lassalle und Gustav Domingo. Pierre Lassalle bekam sowieso nur die Hälfte mit, und Domingo vertraute noch immer auf das Versprechen der Alten, obwohl ihn der Anblick der Hexe doch ziemlich schockte.

Wie eine finstere Rachegöttin stand Lucille Latour vor den Männern. Jeden einzelnen traf ihr stechender dämonischer Blick. Die grüne Schuppenhaut schillerte im Kerzenlicht, und die Finger mit den langen Nägeln bewegten sich unruhig.

Plummer und Danton hatten sich wieder einigermaßen gefaßt. Blaß starrten sie auf die unheimliche Erscheinung. Domingo gab sich einen Ruck und ergriff das Wort. »Was willst du noch hier?« fragte er.

Lucille Latour lachte leise. »Könnt ihr euch das nicht denken?«

Domingos Augen wurden groß. »Aber wir hatten doch etwas abgemacht?«

»Was denn?« Jetzt verlor der Gangsterboß die Fassung. Er wartete den nächsten Donnerschlag ab und schrie: »Wir haben dir John Sinclair und die Frau ausgeliefert. Dafür sollten wir als Lohn freien Abzug bekommen, das hatte man uns versprochen.«

»Aber nicht ich.«

»Das ist doch egal!« schrie Domingo, dessen Gesicht schweißnaß glänzte. »Ich schließe mit einem Sterblichen keinen Pakt«, sagte die Hexe. »Zu lange schon habe ich auf meine Rache warten müssen, als daß ich sie mir entgehen lasse. Nein, ihr werdet alle sterben. Der einzige, der mir gefährlich werden konnte, war John Sinclair. Doch ihn habt ihr mir selbst in die Hand gespielt, ihr Narren. Jetzt kann

euch nichts mehr retten.«

Eine lange Pause entstand nach den Worten der Hexe. Selbst das Gewitter hatte nachgelassen. Das Donnergrollen war nur noch schwach zu vernehmen.

»Ich habe es geahnt«, flüsterte Ray Danton. »Ich habe es geahnt. Wir hätten den Oberinspektor nicht gehen lassen dürfen.«

»Halt doch das Maul, verdammt!« heulte Gu Domingo. »Jetzt müssen wir sehen, wie wir aus diesem Schlamassel herauskommen.«

»Du kannst ruhig mutiger sein, Gustav Domingo. Dein Ahnherr damals war auch nicht so ängstlich. Er war einer der ersten, die mich hängen sehen wollten.«

»Aber was habe ich damit zu tun?« kreischte der Gangsterboß.

»Viel; denn du trägst seinen Namen«, lautete die eiskalte Antwort.

»Können wir uns denn nicht irgendwie einigen?« fragte der Gangsterchef. »Ich meine…«

»Nein, es gibt keine Einigung. Ihr müßt sterben. Und wer von euch macht den Anfang?«

Den Männern verschlug es die Sprache. Die Worte hatten sie bis ins Mark getroffen, ihren letzten Widerstand erstickt. Selbst Gustav Domingo sagte nichts mehr.

Jeder blickte jeden an, und die Hexe weidete sich an den Ängsten der Menschen.

Saccu verlor als erster die Nerven.

»Ich schieß die in Stücke!« brüllte er und riß gleichzeitig die Stecher seiner Waffen durch.

Feuerstrahlen leckten aus den Mündungen. Die Detonationen krachten überlaut in der Halle. Kugeln rüttelten die Hexe durch, fügten ihr jedoch keinen Schaden zu.

Dann hatte sich Saccu verschossen. Vornübergebeugt stand er da, stierte aus hervorquellenden Augen auf die unheimliche Erscheinung.

Die Pistolen entfielen seinen kraftlos gewordenen Fingern. Dumpf polterten sie zu Boden.

Auf Lucille Latour wirkte das Geräusch wie ein Signal. »Dann stirb du als erster«, sagte sie, »obwohl dein Vorfahr gar nichts mit mir zu tun hatte.«

Es schien, als hätten die Worte Saccu aufgeweckt. »Nein!« kreischte er. »Nein!«

Plötzlich begann Saccu zu rennen. Mit einem wahren Panthersatz stürzte er vor, wollte an der Hexe vorbei.

Lucille Latour ließ ihn gewähren, bis Saccu an der Tür war. Dann drehte sie sich blitzschnell um und streckte den Arm aus.

Und da geschah es. Ein heller Blitzstrahl zuckte plötzlich aus den Fingern der Dämonin, bohrte sich mit unvorstellbarer Wucht in den Rücken des Mannes.

Saccu wurde zu Boden geschmettert. Er schrie wie am Spieß, wälzte sich um die eigene Achse.

»Ich verbrenne. Ich verbrennnneee… ahhh!«

Sein mörderisches Geschrei endete in einem Gurgeln. Noch einmal zuckten seine Glieder konvulsivisch, dann lag er still.

Mit vor Entsetzen geweiteten Augen starrten die übrigen Männer auf den Toten.

Saccus Haut war pechschwarz. Ein dämonisches Feuer hatte den Mann regelrecht verbrannt.

»Und nun zu euch«, sagte die Hexe. »Ich bestimme, wer den Anfang macht.« Die häßliche grünschuppige Fratze wandte sich den Männern zu. Der Blick der eiskalten Augen blieb an Ray Danton hängen.

Ray wollte etwas sagen, seine Lippen versuchten Worte zu formen, doch nicht ein Laut drang aus seiner Kehle.

»Dein Vorfahr war der Hexenjäger«, sagte Luxille Latour. »Und du wirst jetzt dafür büßen. Komm her, oder ich werde dich holen. Du kannst es dir aussuchen.«

Ray Danton fühlte, wie ihm der Schweiß in Strömen vom Körper lief. Die Konturen der Hexe verschwammen vor seinen Augen. Tränen trübten den Blick. Es war aus. Endgültig.

***

Jane Collins blieben nur noch Sekunden, dann würde sie der Lichtstrahl der Lampe treffen. Ausweichen konnte sie nicht, dafür war der Gang zu schmal. Ihr blieb nur die Konfrontation mit dem unbekannten Gegner.

Die Detektivin wühlte mit beiden Händen in dem geöffneten Koffer herum. Sie ertastete einige Gegenstände, die in mit weichem Schaumstoff ausgelegten Mulden lagen. Janes Hände tasteten weiter. Noch hatte sie nicht das Richtige gefunden.

Die Zeit drängte. Dann fiel ihr ein länglicher Gegenstand in die Hände.

Eine Lederscheide! Und in ihr – das wußte Jane – steckte ein aus Silber gefertigter geweihter Dolch.

Diese Waffe war für Dämonen tödlich. Jane hatte sie schon einmal im Einsatz erlebt. John Sinclair hatte damals ein dämonisches Flugungeheuer mit ihr vernichtet.

Die Detektivin riß den Dolch aus der Scheide, richtete sich auf – und wurde im gleichen Atemzug von dem Licht – strahl getroffen.

Der helle Speer fuhr in ihr Gesicht. Geblendet schloß Jane die Augen. Ein mörderisches Wutgebrüll ließ Jane Collins' Trommellfelle erzittern. Dazwischen hörte sie eine Männerstimme. John Sinclairs Stimme.

»Jane, um Himmels willen, paß auf!« John war da! schoß es Jane

einen Herzschlag lang durch den Kopf. Aber er war noch viel zu weit weg, denn im nächsten Augenblick war die Alte heran.

Sie hatte die Lampe kurzerhand fallen gelassen. Ihre knochigen Finger legten sich stählernen Klauen gleich um Jane Collins' Hals.

Die Detektivin wurde zurückgedrängt, prallte mit dem Rücken gegen die Mauer. Die Alte hatte eine unheimliche Kraft. Die Finger schnürten Jane die Luft ab.

Sie röchelte. Gnadenlos drückte Madame Millau zu. Stinkender, nach Schwefel riechender Atem streifte Janes Gesicht. Mit dem Mut der Verzweiflung kämpfte sie gegen den mörderischen Würgegriff an. Sie hatte die Augen weit aufgerissen, sah das Gesicht der Millau, das nur noch eine aus Haß bestehende Fratze war.

Da fiel Jane der Dolch ein. Noch immer hielt sie ihn in der rechten Hand. Und die hatte sie frei. Der Kampf mit der mörderischen Alten hatte vielleicht nur drei, vier Sekunden gedauert, obwohl es Jane vorkam, als wären es Minuten gewesen. Aber auch eine Zeit, die für John Sinclair zu knapp war, um die Kämpfenden zu erreichen und einzugreifen.

Was Jane Collins tat, war als reine Notwehr zu bezeichnen, als letzte Rettung aus einer tödlichen Situation.

Jane zog die Klinge des silbernen Dolches von unten nach oben. Bis zum Heft drang die Waffe in den Körper des dämonischen Wesens.

Schlagartig änderte sich die Situation. Jane fühlte plötzlich, daß sie wieder frei atmen konnte. Die Mörderhände hatten sich von ihrem Hals gelöst.

Die Alte war zurückgetaumelt, geriet in den Lichtschein, der auf einer Treppenstufe liegenden Taschenlampe.

Maddalena Millau hatte beide Hände vor den Leib gepreßt, genau dort, wo sie der Dolch getroffen hatte. Sie wankte hin und her, hielt sich nur mit äußerster Mühe aufrecht. Kein Tropfen Blut rann aus der Wunde, und doch mußte die Dämonin unheimliche Schmerzen haben.

Ganz plötzlich brach die Alte in die Knie, kippte zur Seite weg, rollte einige Stufen hinunter und wurde von der Dunkelheit verschluckt.

Jane Collins stand an der Wand. Schreckensbleich und mit verkrampften Muskeln.

Jetzt erst hörte sie die Schreie. Es waren gräßliche Laute, die aus der Dunkelheit drangen. Jane preßte beide Hände auf die Ohren. Sie war froh, diesen Todeskampf nicht mit ansehen und anhören zu brauchen.

Jane löste die Hände erst, als sie von starken Armen zur Seite gezogen wurde.

»John«, flüsterte Jane Collins.

»Ja, ich bin es tatsächlich«, erwiderte der Geisterjäger mit rauher Stimme. »Du hast mehr Glück als Verstand gehabt, Darling«, fügte er noch hinzu. »Aber nun laß mich weitermachen. Warte noch einen

Augenblick.«

John hob die Taschenlampe auf. Er ging ein paar Stufen, tiefer und ließ den Lichtstrahl über das Gestein wandern.

Dann sah er Maddalena Millau. Oder vielmehr das, was von ihr übriggeblieben war.

Ein Skelett lag auf den Stufen. Die Knochen schimmerten bleich, und die leeren Augenhöhlen glotzten den Betrachter an.

John fühlte Janes Hand an seinem Arm. »Wenn man bedenkt, daß sie vor ein paar Sekunden noch gelebt hat…«, flüsterte die Detektivin und schüttelte sich.

John strich über ihr Haar. »Vergiß es. Aber noch haben wir nicht gewonnen. Unser schlimmster Gegner lebt!«

Janes Augen wurden weit. »Die Hexe?«

»Ja.«

»Und wo ist sie?«

»Kannst du dir das nicht denken?«

»Dann hat sie also doch…«

»Ja«, sagte John, »sie hat ihr Wort gebrochen, wenn man überhaupt von Wort sprechen kann. Sie hat es mir selbst ins Gesicht gesagt. Sie will die anderen töten. Jetzt, in dieser Nacht noch. Und ich sollte durch einen magischen Spiegel für immer im Dämonenreich verschwinden. Aber das erzähle ich dir später. Wo hast du eigentlich meinen Koffer gefunden?«

»Er lag im Schrank oben in Fontaines Zimmer.«

»Und ich habe ihn nicht gesehen. Aber jetzt komm, Jane, wir müssen uns beeilen. Die Hexe läuft uns zwar nicht weg, aber wir haben Mitternacht vorbei, und wahrscheinlich hat sie schon mit ihrer grausamen Rache begonnen…«

***

Plötzlich kippte ein Stuhl um. Der Krach, der entstand, als das Möbelstück auf den Boden fiel, wirkte doppelt laut in der angstgeladenen Stille.

Ray Danton blieb stehen. Er hatte schon die Hälfte der Distanz zurückgelegt und wandte nun den Kopf.

Pierre Lassalle war aufgestanden. Er hatte inzwischen noch mehr Alkohol getrunken. Sein Blick war glasig, und Lassalle schwankte wie ein Strohhalm im Wind. Lassalle war völlig betrunken, aber auch mutig und unberechenbar.

Mit einer weit ausholenden Armbewegung wollte er die Hexe auf sich aufmerksam machen. »He, du komisches Monster«, lallte er. »Jetzt laß deine blöden Scherze, sondern sauf lieber mit uns. Wir – wir…« Die Situation hätte komisch gewirkt, wenn nicht die gnadenlose Todesdrohung wie ein unsichtbares Schwert über den

Köpfen der Männer gehangen hätte.
Lassalle rülpste und sprach weiter. »Was, du willst nicht? Dann muß ich dich eben holen. Warte nur…«
Lassalle wankte los. »Mein Gott, Lassalle!« flüsterte George Plummer.
»Halt's Maul!« zischte Gu Domingo. »Soll er doch laufen, der blöde Narr«
Mit unsicheren Schritten umrundete Pierre Lassalle den Tisch. Keiner wagte ihn aufzuhalten.
»Eine schöne Maske hast du gemacht, Puppe«, sagte er. »Vorhin hast du mir besser gefallen. Viel besser.« Lassalle rempelte Ray Danton, glotzte den Schriftsteller an, begann zu kichern, stand dann nur noch zwei Schritte vor der Hexe und holte zu einem Heumacher aus.
»Jetzt werde ich dir mal zeigen, wer Pierre Lassalle ist«, sagte er mit schwerer Zunge. »Paß mal auf, du – du…«
Lucille Latour fing den Arm mit einer spielerisch anmutenden Bewegung ab, und Pierre Lassalle mußte im nächsten Augenblick das Gefühl haben, mit seiner Hand in einen Schraubstock geraten zu sein.
Er brüllte plötzlich wie am Spieß und ging in die Knie. Tränen quollen aus seinen Augen, der Schmerz mußte mörderisch sein.
Da trat die Hexe zu. Ihr schuppiger Fuß traf Lassalle mitten im Gesicht.
Der Betrunkene fiel auf den Rücken, überschlug sich einmal und blieb wimmernd liegen.
Die Hexe lachte nur. »Er kommt als nächster an die Reihe«, sagte sie.
Der ganze Vorgang hatte nicht einmal eine halbe Minute gedauert. Doch Ray Danton hatte die Situation erfaßt und versuchte das Beste daraus zu machen.
Er warf sich auf dem Absatz herum und rannte los.
Mit Riesensätzen hetzte er auf die Treppe zu und hatte die Überraschung dabei auf seiner Seite.
Lucille Latour hatte damit nicht gerechnet. Ehe sie sich an die Verfolgung machen konnte, hatte Ray Danton schon die ersten Stufen erreicht.
Doch dann kam die Hexe. Sie schien förmlich über den Boden zu fliegen, und jeder sah, daß Ray Danton keine Chance mehr besaß, Plummer schrie auf. Dieser Schrei riß Danton herum. Der junge Schriftsteller sah die Hexe auf sich zugehetzt kommen und riß mit einer kaum zu erkennenden Bewegung einen Degen von der Wand. Wenn er schon sterben sollte, dann wollte er sein Leben so teuer wie möglich verkaufen.
Die Hexe flog auf Ray zu. »Stirb, du verdammtes Scheusal!« brüllte Ray Danton, schwang den Degen über seinen Kopf und schlug zu.
Die Klinge krachte gegen den schuppigen Schädel der Hexe, ohne jedoch deren Lauf bremsen zu können.

Zu einem zweiten Schlag kam Ray Danton nicht mehr.

Mit einer sensenden Bewegung schlug ihm Lucille Latour beide Beine weg.

Ray krachte auf den Rücken und prallte dabei mit der Wirbelsäule gegen die Kanten einer Treppenstufe.

Wie eine Lohe zuckte der Schmerz in ihm hoch. Ein gnadenloser Tritt gegen das Handgelenk fegte ihm den Degen aus der Hand.

Lucille Latour bückte sich blitzschnell und riß die stählerne Waffe an sich.

Sie packte den Degen mit beiden Klauen und riß die Arme hoch, so daß die Spitze genau auf die Brust des unglücklichen Schriftstellers zeigte.

»Mit diesem Degen wolltest du mich töten!« kreischte die Hexe. »Jetzt wirst du selbst durch die Waffe sterben!«

»Oder du, Lucille Latour!« peitschte plötzlich eine Stimme vom Ende der Treppe her.

Auf der oberten Stufe stand mit blutverschmiertem Gesicht – John Sinclair…

Überraschung, Wut, Haß – Enttäuschung, all das mußte die Hexe in diesen entscheidenen Sekunden gelähmt haben. Anders war ihre folgende Reaktion wohl nicht zu erklären.

Mit einem wilden Schrei sprang Lucille Latour zurück. »Sinclair, du Hund!« heulte sie, »du solltest längst in der Hölle sein!«

Der Geisterjäger schüttelte den Kopf und grinste verächtlich. »Der Teufel wollte mich wohl nicht«, sagte er und ging mit langsamen Schritten die Stufen hinab.

Fassungslos sahen George Plummer und Gustav Domingo der Szene zu. Sie begriffen ebenfalls noch nicht. Auf sie wirkte John Sinclair wie ein Geist.

Ray Danton rollte sich ächzend zur Seite, um John Platz zu machen. »Kill diese verdammte Bestie!« stöhnte er. »Schick Sie zur Hölle, Geisterjäger.«

Pierre Lassalle hatte sich auf die Hände gestützt. Sein Gesicht war angeschwollen. Der plötzliche Schock hatte ihn nüchtern gemacht, denn seine Augen blickten klar und scharf.

Die Hexe wich immer weiter zurück. Sie hatte den mörderischen Schock noch immer nicht überwunden. Es ging einfach nicht in ihren Dämonenschädel, daß John Sinclair Sieger geblieben war.

Doch diesmal war der Geisterjäger am Zug.

Mit einer tausendmal geübten Bewegung zog er seine Pistole. Eine Beretta, geladen mit geweihten Silberkugeln. Diese Waffe hatte sich ebenfalls in seinem Koffer befunden.

»Bleib stehen, Lucille Latour!« donnerte die Stimme des Geisterjägers durch die Halle. »Hier ist dein teuflischer Weg zu Ende!«

Die Hexe gehorchte. John hob den Arm mit der Waffe ein wenig an. Er hatte jetzt die Treppe hinter sich gelassen und stand dicht vor der ersten Stufe. »Die Pistole ist mit Silberkugeln geladen, Lucille Latour. Du weißt, was es bedeutet.«

»Ja, Geisterjäger, ich weiß es«, spie die Hexe voller Haß hervor. »Aber auch dagegen werden wir irgendwann ein Mittel finden, und dann bist du wehrlos.«

»Das erlebst du allerdings nicht mehr.«

»Hast du mit dieser Waffe auch Maddalena Millau umgebracht?« wollte die Hexe wissen.

»Nein. Deine Dienerin ist durch den silbernen Dolch gestorben, den ihr Jane Collins in den Leib gestoßen hat. Aber du brauchst durch die Fragen gar keine Zeit herauszuschinden, du entgehst deiner endgültigen Höllenfahrt nicht.«

»Wirklich?« fragte die Hexe und begann sich in der gleichen Sekunde zu verwandeln.

Blitzschnell verlor die Haut den grünen Schimmer, die Schuppen verschwanden. Auch das Gesicht veränderte sich, nahm wieder die berückend schönen Züge der Lucille Latour an. Weich und samten war die Haut geworden und wie ein roter schwerer Vorhang flossen die Haare auf die makellosen Schultern.

»Willst du mich wirklich töten?« fragte Lucille mit rauchiger Stimme, wie sie sich Sängerinnen in Nachtlokalen so gerne wünschen.

John biß die Zähne zusammen. Er hätte nicht gedacht, daß die Hexe es auf diese Art und Weise versuchen würde, ihrem verdienten Schicksal zu entgehen. John hatte schon gegen viele Dämonen gekämpft, aber noch nie hatte ihn jemand durch Verführung umzustimmen versucht.

»Wir könnten uns zusammentun, Geisterjäger«, lockte die rothaarige Hexe.

Mit einer fließenden Bewegung wischte sie eine Haarsträhne aus der Stirn. Ihr Gang war aufreizend, als sie auf John Sinclair zukam.

»Du und ich, wir wären unschlagbar. Überleg es dir gut, Geisterjäger. Ich würde sogar auf meine Rache verzichten.«

Eine atemlose Spannung lag über der Halle. Die Männer wagten kaum zu atmen. John spürte, wie ihm der Schweiß ausbrach. Von dieser Hexe ging eine magische Kraft aus, der er sich kaum erwehren konnte.

John Sinclair schwankte. Lucille hatte es wohl bemerkt, denn sie begann triumphierend zu lächeln.

Da griff Jane Collins ein. Sie stand plötzlich auf der obersten Stufe der Treppe. »Tu es nicht, John!« schrie sie. »Laß dich nicht von diesem Satansweib einfangen!«

Johns Kopf flog herum. Der Geisterjäger sah den beschwörenden

Ausdruck in den Augen der Detektivin, und es war, als würde ein unsichtbarer Ring um seine Brust gesprengt.

Aber da war es schon zu spät, denn die Ereignisse überstürzten sich.

Die Hexe, die einsah, daß sie verloren hatte, wischte plötzlich wie ein Schemen an John Sinclair vorbei und rannte die Treppe hoch. Sie wollte versuchen, in Jane Collins' Rücken zu gelangen, um die Detektivin als Geisel nehmen zu können.

Doch sie rechnete nicht mit Janes Kaltblütigkeit.

Jane Collins hielt den Dolch, mit dem sie Maddalena Millau umgebracht hatten, noch immer in der Hand. Als sie jetzt die Hexe auf sich zuhetzen sah, schleuderte sie die Waffe aus dem Handgelenk.

Leider war die Detektivin keine allzu gute Messerwerferin. Sie traf zwar die Hexe, doch der Dolch bohrte sich nur in ihre Schulter.

Lucille Latour – schon auf der Hälfte der Treppe – wurde wie von einem Rammbock gestoppt.

Aufschreiend faßte sie sich an die linke Schulter, bekam den Dolch zu fassen, riß ihn sich aus der Wunde und schleuderte ihn weit weg. Doch die dämonische Kraft der Hexe war schon zum Teil verflogen.

Lucille Latour drehte sich wie ein Kreisel, bekam das Übergewicht und stürzte sich überschlagend die Treppe hinunter. Dort, wo der Dolch sie getroffen hatte, färbte sich die Schulter pechschwarz.

Und dann begann Gu Domingo zu schreien. »Los, Bulle, leg sie um!« brüllte er. »Verdammt, mach doch!«

John wollte schießen, doch die Hexe spielte im gleichen Moment ihren letzten Trumpf aus.

Ein Blitzstrahl zuckte aus ihrer Hand, und hätte John nicht im letzten Moment den Schädel eingezogen, wäre er ihm wohl vom Hals gerissen worden.

Domingo sprang vor. Er hechtete gegen Sinclair und schlug ihm die Waffe aus der Hand. »Die Knarre her!« keifte Domingo. Beide Männer fielen zu Boden. Die mit Silberkugeln geladene Pistole rutschte weg. Während Domingo und John Sinclair um die Waffe kämpften, wurde Lucille Latour zu einem reißenden Ungeheuer.

Sie schrie, fauchte, drehte sich um die eigene Achse. Feuer und Blitze schossen aus ihrem weit aufgerissenen Maul. Immer weiter fraß sich die Schulterverletzung, hatte jetzt schon vom Arm Besitz ergriffen. Aber das bekam John Sinclair gar nicht mit. Er kämpfte mit diesem wahnsinnigen Gangsterboß.

Domingo versuchte dem Geisterjäger das Knie in den Leib zu rammen, doch John blockte ab und knallte gleichzeitig seine gestreckte Handkante gegen den fetten Hals des Verbrechers.

Domingo zuckte noch einmal und blieb dann liegen.

John sprang auf die Füße. Soeben kam Jane Collins die Treppe hinuntergestürzt.

»Die Hexe, John!« Aber Sinclair sah es bereits selbst. Lucille Latour ergriff die Flucht. Sie war schon ziemlich geschwächt und torkelte auf die Tür zu.

Doch kurz davor brach sie zusammen. Jetzt war ihr Körper schon zur Hälfte eine schwarze, widerlich riechende Masse. Und der Prozeß der Auflösung ging unaufhaltsam weiter.

»Aaaaahhhhggg«, die Hexe gurgelte auf. Sie lag auf dem Boden. Die Augen waren weit aus den Höhlen gequollen. Die noch normal aussehende Hand krampfte sich zur Faust zusammen. Lucille wollte sich aufstützen, aber dazu fehlte ihr bereits die Kraft.

Ein letztesmal öffnete sich der Mund der Hexe zu einem Schrei, doch nicht einmal ein Stöhnen drang aus der Kehle, denn da hatte die magische Verbrennung bereits den Kopf erreicht.

Die Hexe fiel in sich zusammen. Gleichzeitig flammte draußen vor dem Haus ein greller Blitz auf, wurde zu einem feurigen Reifen, der einmal um das Haus herumzuckte und dann verlosch.

»Die magische Falle ist aufgehoben«, sagte John Sinclair leise. Mehr nicht.

***

Nicht einmal dreißig Minuten später fuhren die Männer ab. Domingo machte den Anfang. Grußlos ging er davon, setzte sich in seinen Wagen und war wenig später verschwunden.

George Plummer, der abgebrühte Waffenhändler, saß auf dem Stuhl und weinte. Ihn hatte dieses schreckliche Erlebnis am meisten mitgenommen, und jetzt spielten seine Nerven einfach nicht mehr mit.

Ray Danton ging es am schlechtesten. Er hatte sich bei dem Sturz auf die Treppenkante im Rücken etwas angebrochen und mußte dringend in ärztliche Behandlung.

John wollte ihn zusammen mit Jane nach England mitnehmen.

Der Geisterjäger setzte sich neben Plummer. Mit bebenden Lippen sah ihn der Waffenhändler an.

»Ich kann es immer noch nicht begreifen«, flüsterte er. »Haben wir es wirklich geschafft?«

»Ja. Und wir werden jetzt zurückfahren.«

»Nehmen Sie mich bitte mit, Mister Sinclair. Ich – ich kann einfach nicht mehr fahren. Ich bin am Ende.«

»Aber Ihr Wagen.«

»Lasse ich hier stehen. Er soll meinetwegen vergammeln. Ich will durch nichts mehr an dieses Haus erinnert werden. Auch der Koffer mit meinen Sachen soll hierbleiben.«

»Wie Sie meinen, Mister Plummer«, sagte John und stand auf.

Er zündete sich eine Zigarette an und genoß den würzigen Rauch.

John öffnete die schwere Eingangstür, kühler Nachtwind zog durch

den Raum. Ein paar dicke Regentropfen klatschten auf die grauschwarzen Felsen.

Der Mond hatte sich hinter den dicken Wolken versteckt. Ein einsames Schiff zog draußen auf dem Kanal seine Bahn. Die Lichter waren nur als winzige Punkte zu sehen.

John trat die Zigarettenkippe aus. Er wollte sich umdrehen, da spürte er eine weiche Frauenhand an seiner Wange.

Jane Collins war zu ihm gekommen. Ihre Augen strahlten den Geisterjäger an.

»Alles okay, John?« fragte sie mit weicher Stimme.

John Sinclair lächelte. »Alles okay.« Dann ging er mit Jane Collins Arm in Arm zurück in die Halle.

ENDE